

Schläbitz, Norbert

## Sprachspiele in der Musikpädagogik: -modern!?

Kaiser, Hermann J. [Hrsg.]: *Musikpädagogische Forschung in Deutschland. Dimensionen und Strategien.* Essen : Die Blaue Eule 2004, S. 183-211. - (Musikpädagogische Forschung; 24)



Quellenangabe/ Reference:

Schläbitz, Norbert: Sprachspiele in der Musikpädagogik: -modern!? - In: Kaiser, Hermann J. [Hrsg.]: *Musikpädagogische Forschung in Deutschland. Dimensionen und Strategien.* Essen : Die Blaue Eule 2004, S. 183-211 - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-101454 - DOI: 10.25656/01:10145

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-101454>

<https://doi.org/10.25656/01:10145>

in Kooperation mit / in cooperation with:



<http://www.ampf.info>

### Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen. Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

### Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.  
This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

### Kontakt / Contact:

peDOCS  
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation  
Informationszentrum (IZ) Bildung  
E-Mail: [pedocs@dipf.de](mailto:pedocs@dipf.de)  
Internet: [www.pedocs.de](http://www.pedocs.de)

Digitalisiert

# **Musikpädagogische Forschung**

Hermann J. Kaiser  
(Hrsg.)

## **Musikpädagogische Forschung in Deutschland**

**Dimensionen und Strategien**



**Themenstellung:** Vom 25. bis zum 27. Oktober 2002 veranstaltete der Arbeitskreis Musikpädagogische Forschung seinen alljährlich stattfindenden Kongress in Peseckendorf. Dieser war dem Thema Musikpädagogische Forschung in Deutschland gewidmet. In einer Situation, in der es den Anschein hat, als ob musikpädagogische Forschung nicht vonnöten sei, in der junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler fragen, ob sich der persönliche Aufwand für Forschungstätigkeiten überhaupt lohnt, in der die Musikpädagogik als wissenschaftliche Disziplin sich einem von außen kommenden massiven praktizistischen Druck ausgesetzt sieht, schien es an der Zeit, deutlich zu machen, in welchen Themenfeldern und auf welche Weise musikpädagogische Forschung gegenwärtig präsent ist. Die hier vorliegenden Vorträge und Arbeitsgruppenberichte gruppieren sich um die Felder Empirische Musikpädagogik, Grundlagenfragen, Historische Musikpädagogik und Zeitgeschichtliche Entwicklungen. Neben einer Art Bestandsaufnahme beabsichtigten die Initiatoren des Kongresses, musikpädagogische Forschung zu intensivieren, Kooperationen von insbesondere jungen und jüngeren Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern anzubahnen und bisher nicht genutzte Formen gemeinsamen Arbeitens bereits in die Kongresstage hinein zu holen.

**Der Herausgeber:** Hermann J. Kaiser; Kompositions- und Schulmusikstudium an der Musikhochschule in Köln; Studium von Philosophie, Germanistik, Erziehungs- und Musikwissenschaft an den Universitäten Bonn und Köln. Professor für Erziehungswissenschaft mit Schwerpunkt Musikpädagogik an der Universität Hamburg; externes Mitglied des Instituts für Musikpädagogische Forschung der Hochschule für Musik und Theater Hannover.

ISBN 3-89924-089-8

## **Inhalt**

Vorwort	9
---------	---

### **Beiträge zum Tagungsthema**

#### **Empirische Musikpädagogik**

<i>Andreas C. Lehmann</i> Methodische Perspektiven und inhaltliche Dimensionen einer Empirischen Musikpädagogik Bericht der Sitzung des neuen Arbeitskreises	15
<i>Constanze Rora</i> Albert Welleks „musikalischer Raum“ und ein Unterrichtsexperiment	23
<i>Gabriele Schellberg &amp; Heiner Gembris</i> Musikalische Vorlieben von Grundschulkindern für Klassik, Neue Musik und Popmusik	37

#### **Grundlagenforschung**

<i>Jürgen Vogt</i> Einleitung	49
<i>Hermann J. Kaiser</i> Spurensuche Auf dem Wege zu einer Systematischen Musikpädagogik	57
<i>Jürgen Vogt</i> Das Allgemeine des Besonderen. Einiges zu Aufgaben und Möglichkeiten einer Allgemeinen Musikpädagogik	85
<i>Matthias Flämig</i> Über die Notwendigkeit analytischen Arbeitens Wittgensteins erster Satz des Tractatus und der arme Jeff	105



<i>Andreas Lehmann-Wermser &amp; Anne Niessen</i> Die Gegenüberstellung von Theorie und Praxis als irreführende Perspektive in der (Musik-)Pädagogik	131
--	-----

#### ***Position und Diskussion***

<i>Matthias Flämig</i> Wie ist eine nicht-empirische Musikpädagogik als Wissenschaft möglich?	163
---	-----

<i>Jürgen Vogt</i> Auf dem harten Felsen der Musikpädagogik Eine kleine Replik auf Matthias Flämig	177
--	-----

<i>Norbert Schläbitz</i> Sprachspiele in der Musikpädagogik: -modern!?	183
---	-----

<i>Christian Rolle</i> Was heißt hier eigentlich Musikpädagogik als Wissenschaft?	213
--	-----

#### **Historische Musikpädagogik**

<i>Bernhard Hofmann</i> Arbeitsgruppe „Historische Musikpädagogik“ – Ein Bericht	221
---	-----

<i>Andreas Lehman-Wermser</i> Jugendmusikbewegung? Erwachsenenmusikbewegung? Zur empirischen Gründung eines Begriffs	231
--	-----

<i>Eva Meidel</i> Einflussfaktoren bei der Entwicklung schülerorientierter Musikdidaktik	245
--	-----

#### **Zeitgeschichtliche Entwicklungen**

<i>Birgit Jank</i> Zeitgeschichtliche Entwicklungen als Gegenstände musikpädagogischer Forschung	261
--	-----

<i>Jose A. Rodriguez-Quiles Y Garcia</i> Aktuelle Schulprogramme in Spanien für das Unterrichtsfach Musik zwischen staatlicher Verordnung und der Bildung eigener Schulprofile	271
<i>Günter Olias</i> Vergegenwärtigen des Vergangenen. - Zu einigen Aspekten zeitgeschichtlicher Erörterung in der Musikpädagogik	301
<i>Holger Gringmuth-Dallmer</i> Musikpädagogischer und musikalischer Unterricht an Sonderschulen in der DDR	311

### **Freie Forschungsberichte**

<i>Erich Beckers</i> Musikalisches Lernen Erwachsener aus der Sicht der Lernenden	329
<i>Lars Oberhaus</i> Vorurteilshaftigkeit im Körperverständnis – Triftigkeit des phänomenologischen Leibbegriffs	351

## Vorwort

Die hiermit einer interessierten Öffentlichkeit übergebenen Forschungsberichte sind im Rahmen der Tagung des *Arbeitskreises Musikpädagogische Forschung* im Jahre 2002, die vom 25. bis zum 27. Oktober in Peseckendorf stattgefunden hat, entstanden. Bestimmend für die Wahl des Tagungsthemas und der Arbeitsformen war eine Einschätzung, die sicherlich nicht neu ist und die von vielen Kolleginnen und Kollegen geteilt werden dürfte:

1. Die gegenwärtige Situation erweckt den Anschein, als ob musikpädagogische Forschung nicht vonnöten sei. (vgl. z.B. die derzeit betont praktizistisch orientierte Besetzungspraxis von Hochschullehrerstellen, die Einstellung der Grundlagenhefte in Musik & Bildung usw.)
2. Das hat viele junge und jüngere Musikpädagoginnen und Musikpädagogen, die sich mit großem Einsatz der Musikpädagogik als Wissenschafts- und Forschungsbereich widmen, so weit desillusioniert, dass sie sich fragen, ob sich der Aufwand überhaupt lohnt, Musikpädagogik als Forschungs- und Wissenschaftsgebiet mit all den damit zusammenhängenden Folgen anzunehmen.
3. Es ist eine Vereinzelung jener zu konstatieren, die sich für Musikpädagogik als Wissenschaft und Forschung einsetzen und sie in dieser Weise vertreten.
4. Die Sorge, dass die Musikpädagogik als Ausbildungsfach und als Wissenschaftsdisziplin aufgrund des von außen kommenden praktizistischen Druckes seiner in der Vergangenheit gewonnenen Errungenschaften verlustig gehen könnte, ist keineswegs unbegründet. Dabei ist nur zu deutlich, dass bei Fortsetzung dieses Trends Musikpädagogik nicht nur als Wissenschaft und Forschungsfach hinter den erreichten Stand beträchtlich zurückfallen wird und sich womöglich für lange Zeit hiervon nicht erholen kann: Ein musikbezogenes Lernen, Lehren und Unterrichten an Institutionen, die eigens dafür ein gerichtet wurden (Schule, Hochschule, Universität), ohne wissenschaftliche und forschungsgestützte Begleitung sich selbst zu überlassen, dürfte schneller als befürchtet musikpädagogisch institutionalisierte Praxis wieder auf den Stand von „vor Kestenberg“ zurückfallen oder gar aus institutionalisierten Lernzusammenhängen überhaupt herausfallen lassen (Stichwort: Verlagerung der Lehrerbildung an die Fachhochschulen).

5. Es ist zu befürchten, dass die einseitigen Interpretationen von kürzlich vorgelegten international vergleichenden Studien dazu angetan sind, ästhetische Praxen in institutionalisierten Lern/Lehrzusammenhängen noch stärker als bisher an den Rand bildungspolitischer Überlegungen und Maßnahmen zu drängen. Dies dürfte auch für eine Musikpädagogik als Wissenschafts- und Forschungsgebiet nicht ohne Folgen bleiben.

Der AMPF-Vorstand ist der Meinung, dass trotz der andeutungsweise beschriebenen Situation alle Energie aufzuwenden ist, um Musikpädagogik als Wissenschafts- und Forschungsfach zu sichern, ja mehr noch: auszubauen. Für ein Erfolg versprechendes zukünftiges Arbeiten des AMPF bzw. der AMPF-Mitglieder dürfte es äußerst wichtig sein,

- von Zeit zu Zeit festzustellen, wo und an welchen wissenschaftlichen Projekten gearbeitet wird;
- den wissenschaftlichen Diskurs der AMPF-Mitglieder untereinander entscheidend zu intensivieren;
- wo es eben möglich erscheint, Kooperationen jeglicher Art anzuregen und nach Wegen zu suchen, wie sie - trotz räumlicher Distanz - zu realisieren sind;
- genuin musikpädagogische Forschungsperspektiven zu definieren und verstärkt ins Bewusstsein zu heben.

Der gegenwärtige Vorstand des AMPF war und ist sich dessen bewusst, dass ähnliche Vorstellungen auch schon zuvor viele AMPF-Mitglieder mehr oder weniger intensiv bewegt haben. Dass diese Vorstellungen zu realisieren, beträchtliche Energie verschlingen wird und an den Besitz bzw. Erwerb einer hohen Frustrationstoleranz gebunden ist, ist allen Beteiligten deutlich. Die Realisierung dieser Vorstellungen verlangt u.U. auch ungewohnte Maßnahmen. Als ein erster Schritt in diese Richtung mag die Vorbereitung sowie die Tagung selbst in Pe-seckendorf gesehen werden. Sie diene dazu,

1. eine Übersicht darüber zu gewinnen, von welchen Kolleginnen und Kollegen, an welchen Orten, an welchen Fragestellungen gearbeitet wird;
2. dem kooperativen Arbeiten schon im Vorfeld der Tagung hohen Rang einzuräumen, um es in die Tagung hinein zu verlängern und möglichst nach der Tagung weiterzuführen;
3. den interessierten Mitgliedern bereits bei der Vorbereitung der Tagung eine breite Beteiligung zu ermöglichen und dadurch auch ein hohes Maß an Mitbestimmung zu sichern.

Um diese Perspektiven einzuholen, wurde die Tagung vorrangig als Arbeitstagung und nicht als Präsentationstagung konzipiert. Daher wurden im Vorfeld der Tagung vier Arbeitszusammenhänge initiiert. Sie gruppierten sich um die folgenden Forschungsbereiche, die inhaltlich weit ausgelegt werden konnten; die in den Klammern genannten Personen hatten sich dankenswerter Weise bereit erklärt, als Koordinatoren und Ansprechpartner tätig zu sein:

- Methodische Perspektiven und inhaltliche Dimensionen einer empirischen Musikpädagogik (Prof. Dr. Andreas C. Lehmann, Würzburg)
- Grundlagenfragen der Musikpädagogik als Wissenschaft (Privatdozent Dr. Jürgen Vogt, Bochum)
- Historische Musikpädagogik (Prof. Dr. Bernhard Hofmann, München)
- Zeitgeschichtliche Entwicklungen als Gegenstände musikpädagogischer Forschung (Prof. Dr. Birgit Jank, Zeuthen)

Die im Vorfeld der Tagung in den einzelnen Arbeitszusammenhängen erarbeiteten Bestandsaufnahmen, Materialien, Positionspapiere, ausgearbeiteten umfanglicheren Beiträge usf. dienten dazu, während der Tagung mit interessierten Teilnehmern weiterentwickelt zu werden. Der vorliegende Band 24 der *Musikpädagogischen Forschung* dokumentiert diese Bemühungen.

Hermann J. Kaiser

NORBERT SCHLÄBITZ

## Sprachspiele in der Musikpädagogik: - modern!?

*Verwandlung durch Wiederholung//  
modern/ modern/ modern /modern/  
modern/ modern/ modern*

(Kai Selbar)

„Wir wissen nicht. Wir raten.“

(Karl Popper)

Musikpädagogische Forschung in Deutschland steht auf methodisch unterschiedlichen Füßen. Quantitative sowie qualitative Verfahren unterschiedlichster Ausprägung sind herangezogen, um zu fundierten Ergebnissen zu kommen, auf deren Grundlage weitere wiederum breit gefächerte pädagogische und didaktische Überlegungen für den Bereich Musik und Schule dann entwickelt werden können. Dabei stehen manche Forschungsansätze in Konkurrenz zueinander oder besser gesagt, sie schließen z.T. mitunter einander sogar weitgehend aus.

Die folgenden Ausführungen gehen nunmehr von der Annahme aus, dass die Differenz und auch zum Teil die Widersprüchlichkeit zwischen verschiedenen Forschungsansätzen der Musikpädagogik zum Vorteil gereichen und der Pluralismus der Gefahr einer verengten, allzu selbstgewissen Sicht entgegenarbeitet. Damit werden Metaerzählungen im Sinne Lyotards verabschiedet und die zuweilen auftretende Inkommensurabilität zwischen unterschiedlichen Sprachspielen explizit anerkannt, die – da eine übergeordnete, richtende Instanz nicht verfügbar ist (wer sollte das auch sein, wenn man sich nicht auf göttliche Autoritäten berufen will) – auch nicht in die ein oder andere Richtung aufgelöst werden kann (vgl. Lyotard 1987; vgl. auch Feyerabend 1986).<sup>1</sup> Kurz: Es wird ein Plädoyer für ein heteronomes Nebeneinander erhoben, wobei das Nebeneinander das Interesse füreinander zeigen und die konstruktive Verschränkung suchen sollte. Diese Befürwortung eines Pluralismus wird auch deswegen unterstützt, da keine Theorie noch daraus implizit oder explizit ermittelte Methode bekanntlich aus sich heraus

---

<sup>1</sup> Aber selbstredend ist die Verabschiedung von Metaerzählungen selbst wieder eine Metaerzählung und beschreibt ein Paradox. Folgen wir hier Luhmann, der schreibt: „Die Paradoxie ist die Orthodoxie unserer Zeit“ (Luhmann 1997, S. 1144) und bewahren Gelassenheit.



begründbar ist und zuletzt ihre Basis in nicht begründbaren Axiomen hat und haben muss. Das bestuntersuchteste Detail liefert vielleicht im günstigsten Falle „der Spekulation orientierende Pfähle“ (Behne 1992, S. 122), doch stehen diese „Pfähle“ – das Bild von Behne aufnehmend – selber auf schwankendem Boden. Die Spekulation, die Behne grundsätzlich anerkennt, ist also weitgehender als bei ihm verdeutlicht, denn dieser der der Poetik entlehnten Metapher ist das Permeable der Grundierung nicht abzulesen, wo Pfähle eher bodenverankert ruhen und Halt und Orientierung versprechende Stabilität verheißen: Empirie ist – da sie sich notwendig auf zu untersuchende Ausschnitte von Problemfeldern beschränkt – „eine spezifische Form von spekulativer Reflexion“ (ebd.), das ist das eine, das andere aber ist, dass Empirie auch deshalb Spekulation ist, weil eine je gewählte Methode (sei sie qualitativ oder quantitativ) im Glauben gründet und von diesem schwankenden Boden aus hochfiligrane Begründungsmuster ausbildet.

Mit anderen Worten: Am Anfang jeder Theorie und Forschung steht die Überzeugung, der *Glaube*, aus dem heraus sich Wissen unterschiedlichster Ausprägung, je nach Glaubenslage, ableitet, aber eben kein *Wissen* – ich komme auf diesen Punkt zurück. Das Bild des „Pfahls“, das Behne wählt, suggeriert demnach Sicherheit, wo demnach prinzipiell keine zu haben ist.<sup>2</sup> Problematisch erscheinen daher Ansätze, die im Raum der Musikpädagogik spezifischen Forschungsmethoden Vorrang vor anderen einräumen wollen; problematisch deshalb, weil eine jede Methode ihren blinden Fleck der Beobachtung mit sich führt, nicht sieht, dass sie eigentlich nicht sieht, und Ergebnisse im methodischen Gang ermittelt, die nicht unwesentlich der Methode sowie dem Forschenden und weniger dem Forschungsgegenstand geschuldet sind. Ja, schon das Ermitteln und Festellen eines Gegenstandes oder eines Vorhabens ist von einer konstruktiven Geste begleitet. Eine superiore Stellung einer Methodologie im Raum der Musikpädagogik verdunkelt eher, als dass sie erhellend wirkt. Diese Problematik

---

<sup>2</sup> Empirie bietet keine absolute Gewissheit, diese deshalb abzulehnen sei nicht gerechtfertigt, argumentiert Behne und versucht mit dem Bild eines sehbehinderten Menschen die Relevanz von Empirie zu begründen. Schwierig ist es, dieses Bild der Sehschärfe, das Behne wählt, anzuerkennen. Die Empirie sieht nicht scharf, konstatiert Behne und leitet zu dem metaphorischen Bild eines Menschen mit 80%-tiger Sehschärfe über, der – da er die Wirklichkeit nicht komplett abgebildet sieht – die Augen vor dieser lieber gleich ganz verschließt. Die Unsinnigkeit eines solchen Handelns ist offenbar gemacht und dem Leser mithilfe des Bildes vor Augen geführt. Aussagen über die Wirklichkeit bleiben danach zwar Spekulation, dürften aber bei 80% Wirklichkeitsbezug und 20% Spekulation hinreichende Würdigung finden. Schwierig und trügerisch ist das Beispiel von Behne deshalb, weil es insgeheim suggeriert, die Empirie würde eine ähnliche Trefferquote von 80% vorweisen können. Das Spektrum zwischen 0-100% bietet aber auch manch andere Alternative (vielleicht 0,005%, vielleicht aber auch 90% - wer will das schon wissen), sodass das gleiche Beispiel, mit einer anderen Prozentzahl nur versehen, zu einem Argument gegen die Empirie gewendet werden könnte. Deutlich wird an diesem Beispiel aber, wie allein eine unscheinbar dargebotene Zahl ein ganzes, untergründig mitlaufendes ganzes Weltbild offenbart, das der Argumentation implizit untergelegt ist und sie dann folgerichtig leitet.

werde ich an unterschiedlichen Beispielen verdeutlichen. Dabei beziehe ich mich wesentlich auf die „Analytische Sprachphilosophie“ und die „Empirische Wissenschaft“, da sie im Raum der Musikpädagogik ihren unbestreitbaren Stellenwert haben, und darlegen, dass eine weitgehende einseitige Privilegierung einer Wissenschaftsauslenkung Wissenshorizonte verschließt. Im Gesamten werde ich von einer allgemein-abstrakten Ebene aus argumentieren, da eine unterstellte Superiorität sich nicht aus fachspezifischen Zusammenhängen ableitet, sondern aus vorausgesetzten allgemeinen Qualitäten, die der auserwählten Methode grundsätzlich innewohnen sollen. Allerdings wird dort – wo es sich zuweilen anbietet – Gesagtes immer wieder an die Musikpädagogik respektive Musik zurückgebunden. Theoretisch grundiert sind die Überlegungen im Dekonstruktivismus nach Derrida und in der Systemtheorie nach Luhmann.

„(1) Axiome und die Glaubensfrage“; Das zu Beginn schon zweifach hypothetisch Formulierte (Die Axiome von Wissenschaft und Forschung gründen im Glauben, nicht im Wissen“) werde ich am Beispiel der „Logik“ dokumentieren. Da die Idee, die der Logik innewohnt, bisweilen einen unvergleichbaren Charme für Objektivitätssuchende ausübt, soll die Vorstellung, ein geeigneteres Instrumentarium zum Beschreiben von musikpädagogischen Sachverhalten zu haben, nachgerade relativiert werden. Dabei werde ich weniger mit Beispiel von Satzanalysen die Problematik erörtern (das wäre eine theorieimmanente Diskussion), sondern mehr quasi von außen her – sozusagen als Beobachter zweiter Ordnung – die Axiome dieses Vorgehens betrachten. Zum Ausgangspunkt der Ausführungen ist der Aufsatz „Über die Notwendigkeit analytischen Arbeitens – Wittgensteins erster Satz des Tractatus und der arme Jeff“ von Matthias Flämig genommen. Der Bezug auf Flämig bietet sich allein schon deshalb an, als dass der von ihm vertretene Ansatz sich so weit als möglich an den harten Wissenschaften orientiert, indem das weiche Medium Sprache streng logisch, ja ins mathematisch Exakte gewendet werden soll. Die harten Wissenschaften sind Vorbild, in der Hoffnung durch Diskretion respektive Digitalisierung ambivalenter sprachlicher Sachverhalte Ergebnisse mit Evidenzcharakter zu erzielen. Einige Verweise und Anmerkungen zu einem Aufsatz von Behne („Über die Notwendigkeit empirischen Arbeitens“; 1992) sind von Flämig her inspiriert, da Flämigs Ausführungen in Bezug zu Behne 1992 stehen.

„(2) Der Satz als ungesättigter Term“, „(3) Komplexität und die notwendig zu berücksichtigende ‚Unschärferelation‘“; In den nächsten Schritten werde ich zu verdeutlichen versuchen, dass die Analytische Sprachphilosophie, die an die Stelle der Begriffsanalyse die Satzanalyse setzt, auf problematische Art und Weise Kontexte verkürzt und dass sie mit Erweiterung der Kontexte in ein paradoxiegefährdetes Fahrwasser gerät, das sie aber gerade auszuklammern bemüht ist.

„(4) Von der Produktion von und den Umgang mit unentscheidbaren Fragen“; Im weiteren Verlauf werde ich darauf zu sprechen kommen, dass kein noch so ausgefeiltes Forschungsprofil den Widerspruch ausklammert, sondern ihn geradezu erzwingt. Mit einer möglichst zweifelsfreien und für jeden nachvollziehbaren exakten Dokumentationen eines methodischen Ganges ist der Versuch unternommen allgemeine Zustimmung zu erlangen und doch die laufende Produktion unentscheidbarer Fragen in Gang gesetzt. Durch die prinzipielle Unentscheidbarkeit aber sind Entscheidungen jederzeit kontingent zu tätigen. Das Prinzip, größtmögliche Objektivität und Eindeutigkeit zu erlangen, produziert vielfältige Meinungen.

„(5) Das ontologische Bewusstsein und die Schwierigkeit davon abzusehen“; In der Rückführung zu Flämig werde ich die Paradoxie verdeutlichen, dass die Analytische Sprachphilosophie in der Auslegung Flämigs ontologisch grundiert ist, wiewohl eine solche Grundierung die Analytische Sprachphilosophie gerade nicht verfolgt und ihr doch in diesem Falle erliegt.

„(6) Wissenschaft(en) oder von der bewusst gemachten ‚différance‘“; Abschließend werde ich den Erhalt der Differenz (im Sinne des Erhalts eines Methodenpluralismus) als Konsensmöglichkeit vorschlagen, um daraus ein Reflexionsinstrument im Raum von Wissenschaft abzuleiten, die zwar selbstblind verfährt, aber den blinden Fleck offenbart und musikpädagogisch relevanten, sprich „viablen“ Gesellschaftsbeschreibungen zuarbeitet.

#### *(1) Axiome und die Glaubensfrage*

Flämig vertritt in den genannten Aufsatz die Ansicht, dass die Analytische Sprachphilosophie eine privilegierte Stellung verdiente, zumindest lassen seine Ausführungen eine solche vermuten, wenn er schreibt. „Die Dimension, für die hier argumentiert und die für unverzichtbar gehalten wird, ja im Sinne Mittelstraß' die Möglichkeit von Wissenschaft überhaupt begründen kann, ist das analytische Arbeiten im Sinne der sprachanalytischen Philosophie“ (Flämig). Und nach Abschluss seiner Ausführungen schließt er: „Wir stehen, ob wir wollen oder nicht, auf dem Boden der Sprache und unser Bewusstsein hat eine sprachliche und damit propositionale Struktur. Sprache wird damit zur transzendentalen Möglichkeitsbedingung des Unterscheidens und damit auch der Möglichkeit von Wissenschaft überhaupt. Dies gilt auch für die Musikpädagogik. Geleistet werden kann diese Reflexion nur analytisch“ (Flämig). Der Verweis auf Jürgen Mittelstraß, der als wissenschaftliche Autorität im Sinne von Flämig argumentiert und die eingenommene Haltung unterstützen soll, und der Gebrauch des Adverbs „nur“ verdeutlichen den Alleinvertretungsanspruch, der dann berechtigt wäre, wenn Sprachanalyse ihrem selbstgesetzten Anspruch nach zweifelsfreier Klärung

von Sach- respektive Satzverhalten genüge täte. Verfolgen wir, wie es damit steht.

Flämig steht mit der Vorstellung einer sprachanalytischen Auseinandersetzung mit der Welt (was immer die auch sei und was immer darunter auch subsumiert wird) in einer spezifischen Tradition: Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde der Versuch unternommen die Philosophie auf wissenschaftlich verlässliche Füße zu stellen. Husserl steht in dieser Tradition mit seiner Wissenschaft der reinen Phänomene und sucht der „Gewissheit“ soweit als möglich und das heißt zuletzt: transzendental phänomenologisch zuzuarbeiten. Die „Analytische Sprachphilosophie“ ist eine andere Form Philosophie „streng wissenschaftlich“ zu begründen und Aussagen mit Wahrheitswert zu erhalten. Beiden Fällen steht der Glaube vor, durch Zerlegung zu „elementaren Tatsachen“ oder „Wesenheiten“ zu gelangen, die möglichst zweifelsfrei – also widerspruchsfrei – operieren, sodass andere, den gleichen Weg der Analyse gehend, zu gleichen Ergebnissen und Schlüssen gelangen. Das Mittel, das dabei im zweiten Fall zur Anwendung kommt, ist die Logik, mit deren Hilfe Fehler im Sprachgebrauch offenkundig gemacht und illegitime Aussagen ausgeräumt werden sollen. Die Beziehung der Aussagen zueinander wird dabei durch den Übertrag von Pragmatik in Logik beleuchtet, um auf diese Weise die sprachlogischen Regeln der Bedeutung offen zu legen. Eine symbolische Darstellungsweise wird zu diesem Zwecke bemüht, um die Ambivalenz der Worte in Variablen zu überführen und formelhaft arbeiten zu können.

Auch Flämig operiert in diesem Sinne, wenn er die Überprüfung von Wortbedeutungen respektive von Sätzen zentral setzt und daraus Wahrheitswerte<sup>3</sup> ableitet. „Analytisches Arbeiten besteht im Wesentlichen darin, implizite Bedeutungen herauszuarbeiten und auf Widersprüche zwischen den Wortverwendungen aufmerksam zu machen“ (Flämig). Es darf bezweifelt werden, dass der Anspruch durch logische Kalküle und Mathematisierung die Ambivalenz und Widersprüchlichkeit von Sprache aufzulösen ist, da das gewählte Verfahren zuletzt selber in Widersprüchlichkeiten endet (und auch enden muss). Der Gedanke mit einer formalisierten Sprache Sätze auf ihre Legitimität bzw. ihre Konsistenz zu prüfen geht einher mit einem wohldefinierten axiomatischen System, das aus sich selbst heraus begründet ist und numerisch aufgezählt folgende Bedingungen erfüllen muss: Sie muss ...

vollständig sein, sie muss ...

widerspruchsfrei sein und sie muss ...

---

<sup>3</sup> Flämig ersetzt die Problematik der Letztbegründung und damit den Gedanken um wahres Wissen durch Logik und einen Wahrheitsbegriff, der sich auf Analyse von Aussagen bezieht. Zu betonen ist, dass wenn im Zusammenhang mit Flämig von Wahrheitswerten die Rede ist, Transzendenz keine Rolle spielt.

für jedes auftretende Problem ein Entscheidungsverfahren bereitstellen.

Das entspricht den berühmten Hilbertschen Thesen, der genau diese drei Bedingungen als der Mathematik innewohnend betrachtete. Der Bezug zur Mathematik ist deshalb gegeben, da diese, gleich der formalisierten Sprache, auf den fundamentalen Prinzipien der Logik fußend verortet ist. Die Vorstellung, im Rahmen der Logik würden alle Zahnräder – aufeinander abgestimmt – reibungslos ineinander greifen, trägt die genannten Thesen. Man hätte zum Zwecke der Verifizierung von Aussagen dann ein in sich geschlossenes System. Und ein vollständig geschlossenes System ist unbedingte Voraussetzung, damit nicht ungeprüfte Faktoren Ergebnisse mitbedingen und Prüfungen auch als zweifelsfrei gewiss – widerspruchsfrei – erscheinen können. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts, noch zu Zeiten eines weitgehend ungetrübten Positivismus, wurde dieser Ansatz tatsächlich verfolgt und für einlösbar gehalten. Whiteheads und Russells monumentales Werk – die „Principia Mathematica“ – sind Ausdruck dieses Bemühens gewesen.

Neben Alan Turing, der mit seiner Papiermaschine die formal-logischen Bedingungen für die universale Maschine Computer beschrieb, war es vor allem Gödel, der diesen Bemühungen in seiner Arbeit „Über formal unentscheidbare Sätze der Principia Mathematica und verwandter Systeme I“ im Jahre 1931 mit folgender Formel ein folgenschweres Ende setzte: „Zu jeder  $\omega$ -widerspruchsfreien rekursiven Klasse  $K$  von Formeln gibt es rekursive Klassenzeichen  $r$ , sodass weder  $\nu$  Gen  $r$  noch Neg ( $\nu$  Gen  $r$ ) zu Flg ( $K$ ) gehört (wobei  $\nu$  die freie Variabel von  $r$  ist)“. Für Musikpädagogen und Musikpädagoginnen liest sich Gödels Aussage weitgehend kryptisch, sie ist jedoch dann von einiger Relevanz und Brisanz, wenn (nicht nur) im Feld der Musikpädagogik nach Aussageanalysen wenn schon nicht transzendente, so doch immerhin transzendente Wahrheitspostulate aufgestellt werden. Um zweifelsfreie Aussagen mit Wahrheitswerten zu postulieren müssten alle die durch logisches Vorgehen ermittelten Aussagen beweisbar sein. Genau daran aber – und darauf spielt die Formel im Vorfeld an – scheitert auch die Logik. Übersetzt man die Formel in allgemein verständliche Sprache, so entspricht sie in etwa dem Paradox des griechischen Philosophen Eubulides, der sagt, dass der Kreter Epimenides feststellt: „Alle Kreter lügen“. <sup>4</sup> Auf eine allgemeine Ebene gehoben wird ausgedrückt: „Dieser Satz ist falsch“. In Schläbitz 1997 schrieb ich dazu: Kurt Gödel konnte die Unvollständigkeit der Arithmetik beweisen, da auf sich selbst Bezug nehmende Aussagen weder bewiesen noch widerlegt werden können, sondern schlicht in einem Paradoxon enden. Eine mathematische Aussage, die, in Sprache überführt, besagt: „Ich lüge in diesem Moment“, lässt sich nicht mit ausschließlichem Bezug auf das Aussagesystem auf

---

<sup>4</sup> Dieses Paradox ist in vielen Varianten und Kontexten vertreten. Auch der Apostelbrief zur Bekämpfung der Irrlehrer von Paulus 1,12 an Titus arbeitet bspw. mit diesem Paradox: „Einer von ihnen hat als ihr eigener Prophet gesagt: Alle Kreter sind Lügner, [...]“

seine Richtigkeit beweisen. „Gödel konstruierte in der Tat eine bestimmte Behauptung mit genau dieser Eigenschaft, da sie praktisch besagte: ‘Diese Aussage ist nicht beweisbar.’ Daraus folgte, dass deren *Wahrheit* nicht bewiesen werden konnte, da das zu einem Widerspruch führte. Aus demselben Grunde war es auch nicht möglich, ihre *Falschheit* zu beweisen. Es handelte sich um eine Behauptung, die nicht, von den Axiomen ausgehend, durch logische Deduktion bewiesen oder widerlegt werden konnte. Damit hatte Gödel bewiesen, dass die Arithmetik, in Hilberts technischer Bedeutung des Begriffs, *unvollständig* war“ (Hodges 1989, S. 109). Einen Beweis geführt zu haben, heißt nicht, um dessen Wahrheit zu wissen.

Eine einzige Aussage, deren Wahrheit nicht bewiesen werden kann, genügt, um zu zeigen, dass die Mathematik nicht widerspruchsfrei ist. Eben genau jenes vermochte Gödel zu zeigen (ebd. S. 109). Zuletzt blieb es Alan Turing überlassen, Hilberts dritte These zu widerlegen, indem er zeigte, wie das Rechnen mit berechenbaren - rationalen - Zahlen das Unberechenbare - das Irrationale - zum Ergebnis hat. „Es konnte kein ‘genau festgelegtes Verfahren’ geben, um alle mathematischen Fragen zu beantworten, denn eine unberechenbare Zahl wäre ein Beispiel für ein unlösbares Problem“ (ebd. S. 120, siehe auch S. 107-120). Soweit zu meinen Ausführungen und Verweisen von 1997. Der in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ermittelte Erkenntnisstand entspricht auch heute noch dem Stand von Wissenschaft.<sup>5</sup> Damit ist dargestellt, dass bei jeder Beweisführung es zumindest ein Axiom geben oder zu Aussagen führen wird, das/die nicht mit den Mitteln des zugrunde gelegten Systems bewiesen oder daraus abgeleitet werden kann/können, sondern schlicht gesetzt ist/sind. Wenn das Fundament – die Logik – von Mathematik und formalisierter Sprache widersprüchlich und unvollständig ist sowie in der Anwendung zu irrationalen Ergebnissen führen kann, dann ist der Wahrheitswert des ganzen Systems – in Differenz gründend – damit aufgehoben, relativiert und pluralisiert. Mit anderen Worten verfißt Flämig den Anspruch mithilfe eines unvollständigen, widersprüchlichen Systems Widersprüche von Wortbedeutungen durch exakte Analyse so aufzulösen, dass ein Widerspruch nicht mehr eingelegt werden muss bzw. ausgeschlossen ist. Die Ambivalenz, die mit dem Übertrag von Sprache in logische Kalküle verfolgt wurde, bleibt auf einer neuen Ebene fortbestehen. Es ist leicht einzusehen, dass der Anspruch, mit

---

<sup>5</sup> Dass hier zukünftig eine Revision erfolgen wird, darf zumindest angezweifelt werden, da ein aus sich selbst heraus begründbares System im Grunde wie der Baron von Münchhausen verfahren müsste, der sich an den eigenen Haaren selbst aus dem Sumpf herauszog. Mit anderen Worten: Es fehlt der archimedische Standpunkt, von dem aus das ganze System beleuchtet und begründet werden könnte. Dazu wäre eine Metasprache notwendig, die allerdings vor das gleiche Problem gestellt wäre, aus sich selbst heraus nicht zweifelsfrei und vollständig begründet werden zu können.



einem Analyseinstrument, das den Einspruch rechtfertigen Widerspruch implementiert sieht, widerspruchsfreie Aussagen zu tätigen, nicht einzulösen ist.

(2) *Der Satz als „ungesättigter Term“*

Unbenommen dieser prinzipiellen Unzulänglichkeit kann und wird die Logik zu Bestimmung von Sachverhalten und Satzaussagen herangezogen und liefert nachvollziehbare Analysen, sodass zum Zweifeln trotzdem kaum Anlass bestehen dürfte.<sup>6</sup> Und in Tat verfolgt die von Flämig privilegiert gesehene Analytische Sprachphilosophie den Anspruch, dass durch Satzanalyse bzw. durch eine Untersuchung der Funktionsweise ganzer Sätze Wortbedeutungen hinreichend geklärt werden könnten. Auch dieser Anspruch ist in der Praxis nicht zufriedenstellend einzulösen.

Im Rahmen der Analytischen Sprachphilosophie wird Begriffsanalyse durch Satzanalyse ersetzt und betrieben. Ein einzelnes Wort vermag auf so vieles verweisen, dass der alleinige Bezug auf den singulären Begriff keine evident fixierbaren Ergebnisse implizieren würde. Der Begriff „Sekunde“ kann Zeitmaß wie Tonintervall und noch manches mehr bedeuten. Wer vom „Werk“ spricht, muss nicht die Musik im Sinn haben, auch die Fabrik und Stellwerke bei der Bahn sind mögliche Bedeutungswelten. Erst eine den Begriff umrahmende Begriffswelt lässt eine nähere Bestimmung zu. Man erweitert also zur Bestimmung von Begrifflichkeiten das Analysefeld in der Hoffnung die Ambivalenz von Sprache so in den Griff zu bekommen. Einzelbegriffe sind danach so genannte *ungesättigte Terme*, was soviel heißen soll, dass sie zu ihrer inhaltlichen Bestimmung unvollständig sind. Ihre Bedeutung ist erst aus dem Kontext des Satzes ergründbar. Das unterstellt allerdings, dass auf der Ebene des Satzes, der ja zur Analyse ansteht, Bedeutungen von Einzelbegriffen grundsätzlich hinreichend erschließbar sein müssten. Das aber ist nicht unbedingt der Fall. Bspw. schon so ein schlichter Satz wie: „Die aktuelle Musikpädagogik ist modern“<sup>7</sup> oder auch der Titel dieses Aufsatzes „Sprachspiele in der Musikpädagogik: - modern!?“ sprengt die Analysefä-

---

<sup>6</sup> Schließlich kann man auch mit Newtons Gesetzen in einem bestimmten Rahmen wunderbar und exakt arbeiten, obwohl man um ihre begrenzte Geltung und prinzipielle „Falschheit“ seit Einstein mit seiner ebenfalls schon falsifizierten Relativitätstheorie weiß.

<sup>7</sup> Übrigens: Man kann herausarbeiten, dass dieser Satz logisch illegitim ist, denn es ist ein Subjekt – eine Tätervorstellung – in diesen Satz integriert, wo es kein Subjekt gibt, sondern eine bloße Abstraktion, die „Musikpädagogik“ genannt ist. Es ließe sich aber eine Umformulierung denken, die Ähnliches aussagte und der Logik wieder zu ihrem Recht verhelfe. Damit wäre das semantische Problem, das dieser Satz berührt, aber noch nicht einmal angedeutet. Man könnte sogar sagen: Wo der Logik weitgehend Genüge getan würde, verfällt man der eigenen bezeichnenden Differenz, weil man ein semantisches Problem und Interpretation durch eine methodische Operation ersetzt.

higkeit der sprachanalytischen Methode, wenn man auf der Ebene dieses einzelnen Satzes verbleiben will und – das sei ergänzt – zur Vermeidung von ausufernder Komplexität auch bleiben sollte. Natürlich kann man weiterhin Bedeutungen ermitteln und Sinnfragen im Verständnis Freges, Russells, Moores, Searles (und/oder anderer) zu klären versuchen und den kleinen unscheinbar wirkenden Satz untersuchen. Dabei wird man aber feststellen, dass eine eindeutige Klärung von Sinn und Bedeutung gar nicht möglich, sondern von subjektiv gefärbten, also willkürlichen Zuschreibungen implizit unterlaufen ist. Das ist eine starke These, gerade weil die Besonderheit dieses Satzes wahrscheinlich nicht einmal sofort auffallen und obendrein eine analytische Bestimmung schnell eindeutige Ergebnisse liefern wird. Doch das Problem liegt in dem Wörtchen „modern“ verankert. Das schlichte Wörtchen „modern“ steht für die bei der Analyse stets mitlaufende Projektionsfähigkeit des Beobachters, der möglichst vorurteilsfrei zu untersuchen vorgibt und doch ein ganzes Weltbild mitführt, das seine analytischen Bestimmungen leitet.

Nicht wenige, so möchte ich behaupten, werden beim Lesen des Satzes das Adjektiv „modern“ im Sinne von fortschrittlich verstanden haben. Gleichwohl kann „modern“ auch anders ausgelegt werden und bekanntlich im Deutungsbereich der Fäulnis (Das Holz ist muffig, modern eben) angesiedelt werden.<sup>8</sup> Der forschende Beobachter analysiert also nicht, angelegt in dem methodischen Vorgehen, möglichst *objektiv* satzabhängige Begriffe, sondern er legt in kontextabhängige Begriffe *sein subjektives* Vorverständnis hinein, klärt mit dem gewählten methodischen Repertoire dann, ob er sich selbst verstanden hat, und offeriert sein Selbstverständnis von Begriffen und Aussagen der Umwelt. Zur Frage der Verbindlichkeit von erzielten Resultaten im Rahmen der Analytischen Sprachphilosophie formuliert denn auch Gernot Böhme: „Diese Frage ist im Grunde eine Crux der sprachanalytischen Philosophie. Der untersuchende Philosoph wird im allgemeinen sein eigenes Sprachgefühl als Meßlatte benutzen“ (Böhme <sup>2</sup>1997, S. 293).<sup>9</sup> Ohne aktive Partizipation des forschenden Subjekts sind die Zeichen auf dem Papier somit nichts anderes, als nichtsbedeutende, interpretationswürdige schwarze Punkte, bekunden also pure Indifferenz (vgl. auch Eagleton <sup>4</sup>1997, S. 43). Der Beobachter unterscheidet aus dem Horizont des eigenen Verständnisses mithilfe der gewählten Methode und erzeugt erst die beobachtungsleitende Differenz, die auf der Ebene erster Ordnung selbst unbeobachtet bleibt. Der Beobachter schafft Ordnung, generiert Muster und einen unbeobachteten Hintergrund, sodass andere

<sup>8</sup> Vgl. in diesem Zusammenhang auch Welsch <sup>3</sup>1993, S. 51f. Dort bezieht sich Wolfgang Welsch auf die Begrifflichkeit „modern“ und diskutiert den möglichen Zusammenhang zwischen „Moderne“ und „Moder“.

<sup>9</sup> Natürlich gibt es hierzu auch andere Auffassungen, auf die Böhme mit Tugendhat auch hinweist.

Musterwelten wiewohl möglich, zwar potenziell erhalten, doch unberücksichtigt bleiben. Die Logik arbeitet in einem blinden Feld von Unbestimmtheiten, ist von unbestimmten Vorverständnissen durchwirkt und geleitet, wobei der Analysierende selber als blinder Fleck seiner eigenen Beobachtung operiert, der aber – und darin liegt das eigentlich Problematische – in den Analyseergebnissen als solcher nicht in Erscheinung tritt.

Bestimmt die Analytische Sprachphilosophie den Begriff als *ungesättigten Term* (unvollständig), so wird schon mit diesem kleinen Beispiel deutlich: Auch Sätze sind ebenfalls als *ungesättigte Terme* zu betrachten und müssen zu ihrer inhaltlichen Bestimmung durch weitere zu analysierende Sätze ergänzt werden, die wiederum der Ergänzung bedürfen, oder verweisen auf vorgängige ... *usf.* Bedeutung und Sinn eines Satzes sind im gewählten Beispiel nur in der Verschiebung, in Form einer umgeschlagenen *différance*<sup>10</sup> eines Derridas zu lokalisieren und dabei nicht fest-zu-stellen. Von *umgeschlagen* spreche ich, da – anders als bei Derridas berühmten Neologismus – der Unterschied in diesem Beispiel nicht im Symbolischen offenkundig wird, sondern allein im Lautlichen liegt, ohne einem sich-selbst-vernehmenden Lautlichen, einem metaphysisch gedachten Präsenzgedanken allerdings neue Prominenz einräumen zu wollen.<sup>11</sup> Der Satz als Satz ist folglich nicht sich selbst genug, sondern ein Leerstellengebot, das Fülle verspricht mit Blick auf das Noch-, Schon- wie auch Nicht-Gesagte, das vielversprechend spricht. Der Satz ist nicht „elementare Tatsache“, wie die Sprachanalyse voraussetzt oder verspricht – schon allein diese Begrifflichkeit ist ein blanker Euphemismus, dem Gedanken der Präsenz geschuldet – sondern differentiell, spannungsvoll im Horizont von Vergangenheit und Zukunft eingebunden, der nie eingelösten Gegenwart verbunden.

Um zu klären, ob „modern“ im Sinne von fortschrittlich oder „modern“ im Sinne von verfault gemeint ist, ist die Ebene des singulären Satzes notwendig zu verlassen und eine ergänzende Kommentierung vonnöten. Das bietet aber keine wirkliche Lösung des Problems, denn der Kontext erweitert sich und muss bei zukünftigen Analysen berücksichtigt werden. Dieser Weg ist notwendig zu gehen, doch das bringt die Logik nicht unbeträchtlich ins Stolpern, denn je komplexer Beziehungsnetze gewoben werden, umso unkalkulierbarer (widersprüchlicher) werden sie, da Begriffe und Sätze nicht nur von einer Seite her definiert werden, sondern sich gegenseitig kommentieren und ein insgesamt nicht-lineares Geflecht darstel-

---

<sup>10</sup> „Die *différance* ist der nicht-volle, nicht-einfache Ursprung der Differenzen“ (Derrida 1990: 89), was soviel heißen mag, dass wo immer man einen Anfang ausgemacht haben mag, eine Spur über den Anfang, die diesen Anfang möglich machte, hinausreicht und ein Anfang nicht greifbar wird.

<sup>11</sup> Darauf näher einzugehen wäre sicherlich interessant, würde aber vom eigentlichen Themenschwerpunkt hier ablenken und unterbleibt deshalb.

len. „Den Ergebnissen der Chaostheorie ist es geschuldet, zu wissen, dass, wo infolge von Nicht-Linearität Komplexität ausgebildet wird, in Systemen der Ordnung Inseln des Chaos existieren (und umgekehrt im Chaos Inseln der Ordnung sich bilden)“ (Schläbitz 1997, S. 105). Aus rückgekoppelten Ordnungsgefügen entspringt nicht zwangsläufig wieder Ordnung, sondern Ordnung kann überraschende, ja gegenteilige Effekte zur Folge haben. Beispiele gibt es dafür (vgl. ebd.). Eine Analyse, die linear Satz für Satz voranschreitet, wird diesem Beziehungsgeflecht nicht gerecht, denn mit der Auflösung der linearen Ordnung entsteht ein unentwirrbares Knäuel wechselseitiger, intermittierender Beziehungen, das durch den Eingriff des analysierenden Beobachters in eine (ihm) durchschaubare Ordnung gebracht wird, aus der sich dann Ursache-Wirkungsverhältnisse eindeutig ablesen lassen.

Der Schritt Begriffsanalyse durch Satzanalyse zu ersetzen ist ja genau ein Schritt in eben diese Richtung. Bei der Satzanalyse wird ein prinzipiell offener Kontexthorizont praktisch *willkürlich* beschnitten, indem man den Punkt am Ende des Satzes anerkennt, mit ihm ein Ende setzt und so eine Bedeutung beschließende Einheit stiftet. „Keine Bedeutung kann außerhalb eines Kontextes determiniert werden. Aber kein Kontext kann sie ganz ausschöpfen“ (Derrida, zit. nach Culler 1999 S. 137). So müsste Satzanalyse im Grunde durch Abschnittsanalyse, Kapitelanalyse und mehr ersetzt werden, um wenigstens halbwegs Kontextuierungen gerecht zu werden. Aber auch ein Abschnitt, ein Kapitel, ein ganzes Buch bleiben – wie der Einzelbegriff – zuletzt unvollständige Terme, die aus Gründen der Praktikabilität vom Beobachter oder Analysierenden zu vollständigen *erklärt* werden. Man möge – um ein Beispiel zu geben – nur einmal den Titel dieses Aufsatzes unter Berücksichtigung des ganzen Textes daraufhin untersuchen, ob das Adjektiv „modern“ in der einen oder anderen Lesart benutzt wurde und man wird feststellen, dass ein entsprechendes Urteil von der jeweils gewählten interessegeleiteten „Lesebrille“ abhängt, da man für beide Lesarten Gründe finden kann.<sup>12</sup> Deutung, Klärung von Sachverhalten ist danach mehr Zuschreibung denn Repräsentation. Es kommt auf die ganz persönliche Einstellung und Motivation an, was als Ableitung verfährt oder nicht. Mit ihrer Fixierung beginnen so sprachliche Zeichen erst ihre eigentlich wirkungsvolle Geschichte zu schreiben, da Lesende auf sich selbst gestellt sind und Motivationen Bedeutungsverschiebungen zur Folge haben.

---

<sup>12</sup> Und mit einer wieder anders gewählten „Lesebrille“ wäre natürlich dem Verfasser fraglos auch eine unklare Sprache zu unterstellen, was ein Deuten in zweierlei Richtung erst möglich machte.

### *(3) Komplexität und die notwendig zu berücksichtigende „Unschärferelation“*

Der Satz als Satz ist zur alleinigen Bestimmung von Bedeutung, wie die vorangegangenen Ausführungen zu verdeutlichen bemüht waren, problematisch zu sehen. Bei satzübergreifenden Analysen sind die Grenzen der Analytischen Sprachphilosophie wiederum recht bald erreicht, da damit der Aufbau einer nur schwer durchschaubaren Eigenkomplexität in Gang gesetzt würde. Wo ein Problemfeld sich als außerordentlich komplex erweist, wächst auch, bei allen Verallgemeinerungsbemühungen, analog dazu auch die Komplexität des Analyseinstrumentes.

Um ein anschauliches Beispiel aus einem anderen Bereich zu liefern, sei nur an die Ausbildung didaktischer Modelle gedacht. Mit Orientierung an einer komplexen Wirklichkeit sind manche didaktische Modelle, die eigentlich Hilfestellung bei der Unterrichtsplanung liefern sollten, im Verlaufe ihrer Entwicklung zu schwer handhabbaren bis untauglichen Instrumenten herangewachsen: man denke nur an die Entwicklung von Klafkis großen didaktischem Entwurf, der – auch im Zuge von begleitender Kritik, Weltaspekte nicht angemessen berücksichtigt zu haben – zum Entwurf der „Kritisch-Konstruktiven Didaktik“ mit einem Perspektivschema zur Unterrichtsplanung führte, das für die Praxis bestimmt war, aber aufgrund seiner Komplexität nur noch theoretischen Wert hatte. Die dort proklamierten Parameter, die bei Unterrichtsplanung berücksichtigt werden sollten, begleiteten bestenfalls noch die fünf bis zehn oder mehr Unterrichtsentwürfe der Referendarsausbildung, dem Unterrichtsalltag standen sie fern. Auch das „Hamburger Modell der Lehrtheoretischen Didaktik“ mit seiner Berücksichtigung vielfältiger Interdependenzen führte zu einem schematischen Modell mit ähnlich praktischer Relevanz. Schlussendlich bietet auch die Musikpädagogik mit der lesenswerten „Didaktischen Interpretation von Musik“ nach Christoph Richter ein Beispiel, das mit Orientierung auf die komplexe Wirklichkeit ein so komplexes Verlaufsschema zur Vorbereitung von Unterricht bot, das in der Praxis nur irrelevant bleiben konnte. Nicht von ungefähr schreibt Wilfried Fischer, Richters didaktischen Entwurf würdigend: „Der Lehrer ist durch den Anspruch der umfassenden Befragung des musikalischen Gegenstandes überfordert. Ihm fehlen sowohl in der Sache (aufgrund von Ausbildungsdefiziten) als auch im Hinblick auf den notwendigen zeitlichen Aufwand die bei Richter beispielhaft zu findenden Voraussetzungen“ (Fischer 1986, S. 312). All diese Didaktiken suchen Wirklichkeit ins Modell zu übertragen und müssen dabei akzeptieren, dass sie 1. notwendig unterkomplex arbeiten müssen, da Modelle keine 1:1-Übersetzung bieten können, und 2. erkennen, dass mit zunehmender Komplexität pragmatische Aspekte auf der Strecke bleiben.<sup>13</sup> Man kann von einer „pädagogischen Un-

---

<sup>13</sup> Das macht solche Theoriegebäude allerdings nicht überflüssig oder unbrauchbar. Brauchbarkeit erlangen sie aber auf einer anderen Ebene. Man kann sie als Überschusskapital beden-

schärferrelation“ sprechen, auf die man sich bei Formulierung von Modellen, welcher Art auch immer, einlassen muss, bei der man den Ausgleich zwischen hinreichender Komplexität auf der einen Seite und Praktikabilität auf der anderen Seite suchen muss.

In ein ähnliches Dilemma ist aber auch die Analytische Sprachphilosophie geworfen. „Ich halte Bertrand Russell für einen bedeutenden Philosophen“, schrieb einmal R.W. Leonhardt in der Wochenzeitung „Die Zeit“ und Volker Steenblock kommentiert: „[E]inen solchen Satz könnte ein Russell-Schüler nicht stehen lassen, ohne ihn logisch zu analysieren. Als richtiger Sprachanalytiker bräuchte er dafür mindestens fünfzig Seiten“ (Steenblock 2002, S. 329). Mag auch die Seitenprognose übertrieben scheinen oder auch sein, es ist leicht einzusehen, dass eine den Satz verlassende Analysearbeit schnell so komplex würde, dass auch ihre Ergebnisse im Zuge ihrer immensen Eigenkomplexität kaum mehr große Relevanz haben dürften, wollen wissenschaftliche Schriften noch gelesen und nachvollzogen werden. Schon hier ist der Analysearbeit dem angestrebten Objektivitätskriterium Grenzen gesetzt, weil man die Analysearbeit zuletzt beschneiden müsste, will sie in irgendeiner Form praktische Relevanz in Form von Anschlusskommunikationen erlangen.<sup>14</sup> Analysearbeit ist so aus pragmatischen Gründen zu begrenzen.

#### *(4) Von der Produktion und dem Umgang mit „unentscheidbaren“ Fragen*

Wissenschaft und Forschung widmen sich in der Regel gesellschaftlich relevanten Fragestellungen und Problemen und versuchen Lösungsmodelle zu liefern.

---

ken, das immer dann zum Tragen kommt, wenn der aktuell gelebte Pragmatismus nicht mehr weiterweiß. „Gegen den Strich des Evidenzbewusstseins zu denken – das ist es, was die moderne Gesellschaft von denen fordert, die sie begreifen wollen. Theorie bietet weder Kenntnisse der Welt noch Instruktionen für die Praxis, sondern nur polykontextuale Beschreibungen“ (Bolz 2001a, S. 212). Insofern kann die Ferne der Theorie zur Praxis zu ihrem Vorteil gereichen, da die gebotenen Alternativen radikal von der gegebenenfalls überlebten oder nicht mehr tauglichen Praxis abweichen werden und echte Alternativen bieten. Natürlich – in die Praxis gewendet, werden Theorien und Modelle, die der Praxis entgegenstehen, auch an der Praxis scheitern. Das aber hält Theorien flexibel und die Praxis lebendig. Insofern kann Praxisferne von Theorien auch deren Gütesiegel sein. „Offenbar lässt sich die Frage ‚Was taugt die Theorie für die Praxis?‘ nicht befriedigend beantworten – jedenfalls nicht befriedigend für den Praktiker. Vielleicht ist das aber ein gutes Zeichen, nämlich ein Hinweis darauf, dass Theorie und Praxis nur lose gekoppelt sind. Und das wäre deshalb ein gutes Zeichen, weil uns die Praxis komplexer Systeme lehrt, dass lose Kopplung ihre fundamentale Stabilitätsbedingung ist“ (ebd. S. 213).

<sup>14</sup> Darüber hinaus ist an dieser Stelle noch einmal an Gödel zu erinnern, dass mit wachsender Komplexität wohldefinierte Systeme schnell in Widersprüchen und Paradoxien enden, der sich auch eine komplexe analytische Schreibarbeit nicht entziehen kann und die im Zuge einer wachsenden Analyseflut alsbald vornehmlich mit sich selbst beschäftigt sein dürfte, diese Widersprüche zu diskutieren und aufzulösen.



Oder sie generieren aus ihrem eigenen Handeln heraus Forschungsansätze und –felder und sind bemüht, Klärungen in welche Richtungen auch immer voranzutreiben, dabei offene bzw. im Prozess von Untersuchungen auftretende Fragen möglichst zufriedenstellend zu entscheiden. Im Idealfall wird Einigkeit über ermittelte Ergebnisse bestehen. Wenngleich ein solcher Idealfall bestenfalls mit Abstrichen im Wissenschaftsalltag zu haben sein wird, die Zielrichtung, Anschlusskommunikationen mit Konsenscharakter zu finden, bleibt davon unberührt. Seriöse Dokumentationen sollen den Forschungsgang nachvollziehen und ggf. zustimmen lassen. Die prinzipielle Möglichkeit zur Reproduktion von Forschung untermauert Ergebnislagen und lässt Zustimmung auch eher erwarten, denn auch das Prinzip von angestrebter „Objektivität“ beruht nicht zuletzt auf den zuletzt genannten Faktoren: Dokumentation und Wiederholbarkeit.

Mehr auf den ungewollt in Szene setzenden Widerspruch sind allerdings Forschungen angelegt, die aus nicht-reproduzierbaren Einzelereignissen Aussagen mit Allgemeinheitsanspruch ableiten. Der Widerspruch ergibt sich daraus, dass am Ende entsprechender Untersuchungen mehr unentscheidbare Fragen denn Klärungen im Raume stehen. In der Musikpädagogik gibt es ein aktuelles Beispiel dafür, dass keine noch so ausführliche Dokumentation und kein noch so ausgefeiltes Methodenbewusstsein den Widerspruch ausklammert, sondern ihn häufig erst erzeugt: die vieldiskutierte Transfer-Studie von Hans Günther Bastian aus dem Jahr 2000 (vgl. Gembris, Kraemer, Maas 2001; vgl. Diskussion Musikpädagogik 4/2001). Der Widerspruch an der Studie erscheint deshalb berechtigt, als dass eine in Form von Schrift manifest gewordene Forschungsarbeit neben allen verfolgten Zielen vor allen Dingen eines produziert: Differenzen im Zuge der Produktion unentscheidbarer Fragen, die entschieden werden wollen und entschieden werden können.<sup>15</sup> Unentscheidbar sind die Ergebnisse dieser Studie wie anderer ähnlich gelagerter deshalb, weil Ergebnisse zwar gedanklich in privater Lektüre nachvollzogen und geteilt werden mögen (oder auch nicht), sie aber nicht reproduzierbar sind, da der reale situative Kontext selbstredend nicht reproduzierbar ist. Das Forschungsinteresse galt so einem nicht-reproduzierbaren Ein-

---

<sup>15</sup> „Nur *die* Fragen, die prinzipiell unentschieden sind, können *wir* entscheiden“ (von Foerster 1993, S. 153), hat Heinz von Foerster einmal geschrieben. Er unterscheidet zwischen prinzipiell unentscheidbaren und entscheidbaren Fragen, wobei der erste Typ von Fragen Freiheit impliziert und der zweite Typ von Notwendigkeit diktiert ist. Die Frage nach dem Anfang der Welt bspw. bleibt bei allen Hypothesen prinzipiell unentschieden, eine jede Entscheidung Glaubensfrage, wo der Anfang (sofern es einen gab) nicht zu kennen ist. Die Antwort auf die Frage, was 2+2 zum Ergebnis hat, ist dagegen – gemäß der schon von anderen entschiedenen Verfahrensweise, wie zu rechnen ist, – notwendigerweise vier und somit eine Frage, die nicht mehr zur Entscheidung ansteht. Andererseits sind alle Fragen – wendet man den Blick aus der Vergangenheit in die andere Richtung – um die Zukunft prinzipiell unentschieden. „Entscheiden kann man nur, wenn und soweit nicht feststeht, was geschehen wird“ (Luhmann 1992, S. 136).

zelereignis.<sup>16</sup> Ergebnisse kann man zwar anzweifeln, kritisch hinterfragen lässt sich dann nur der methodische Gang oder auch die Ausgangsfragestellung, von der aus ein Forschungsprofil entwickelt wurde. So werden Ergebnisse – über deren Realitätsgehalt respektive Plausibilitätsgehalt man fundiert wenig sagen kann – zum Anlass genommen, um die gewählten Methoden zu diskutieren und zu hinterfragen, über die – da zum einen dem Prinzip der Unschärferelation im vorab definierten Sinne nicht zu entkommen und zum anderen Reproduzierbarkeit nicht gegeben ist – sich auch trefflich streiten lässt.

Trotz vom Charakter her als Einzelereignis definiert, wäre es den Versuch wert, wenn eine gewählte Methode akklamiert wäre und Ergebnisse trotzdem angezweifelt würden, das Experiment oder eine Studie mit allen Parametern (und neuen Probanden und viel Zeit) nachzubilden, um zu widerlegen oder zu bestätigen, was von anderen schon vorgelegt wurde. Wo eine solche Wiederholung angedacht würde und – was schon unwahrscheinlich wäre, die eigene Forschungsarbeit und das eigene wissenschaftliche Ansinnen auf Dauer zurückgestellt werden müssten – der Mühe unterworfen würde, das Forschungsprofil eines Kollegen, einer Kollegin möglichst 1:1 nachzubilden, ist Validierung aber kaum zu erzielen, denn die Annahme, bei vergleichgleicher Anlage ähnliche Ergebnisse zu ermitteln, ist ausgesprochen trügerisch. Im Gegenteil können und werden Ergebnisse gänzlich anders ausfallen und wird die Ergebniswelt vieldeutig bleiben. Solche Beispiele nachvollziehender Forschung sind relativ selten, aber es gibt sie, und nicht immer sind Auseinandersetzungen dieser Art am Ende konstruktiv, verbal verbindlich oder vermittelnd geführt, da jeder Forschungstreibende die eigene Forschung seriös und ernsthaft durchgeführt sieht, sodass die abweichenden Ergebnisse anderer folgerichtig auf menschlichen Fehlern beruhen müssen.<sup>17</sup>

---

<sup>16</sup> Dieses Dilemma ist im Übrigen unhintergebar und ist insofern nicht als Kritik an der Studie aufzufassen.

<sup>17</sup> Das dargestellte Beispiel von Vergleichsforschung bezieht sich auf Experimente mit so genannten „Planarien“, sprich: Würmern, die in einer experimentell überschaubaren und so kontrollierbaren Modellumwelt erforscht wurden. Das aber geriet nicht unbedingt zum Vorteil: „Zu den Nachteilen der Wurmexperimente gehörte es paradoxerweise, daß sie so einfach schienen. Das bedeutete, daß jeder – vom Wissenschaftler bis zum Schüler – sich selbst an den Übertragungsexperimenten beteiligen konnte“ (Collins/Pinch 1998, S. 22). Der Glaube, die Variablensumme in Grenzen gehalten zu haben und ein kontrollierbares Experimentierfeld geschaffen zu haben, verlor sich in dem Moment, wo Ergebnislagen bei Vergleichsforschungen sich nicht deckten. „Im Fall der Wurmexperimente wurden zu verschiedenen Zeiten bis zu siebzig Variablen ins Feld geführt, um Diskrepanzen bei den Versuchsergebnissen zu erklären. Genannt wurden zum Beispiel: Art und Größe der Würmer; die Art ihrer Unterbringung außerhalb der Dressur (im Hellen oder im Dunklen); die Mischung des Futters; die Häufigkeit der Dressur; die Temperatur und chemische Zusammensetzung des Wassers; die Intensität, Farbe und Dauer des Lichts; die Beschaffenheit des elektrischen Schlags – seine Stärke, Polarität usw.; die Fütterungszeiten; die Jahreszeit und die Tageszeit der Dressur. Sogar der Luftdruck, die Mondphase und die Ausrichtung des Dressurtrogs im Magnetfeld der Erde wurden zum einen oder anderen

Weniger eine Studie als vielmehr der Faktor Mensch als datenerhebende und -qualifizierende Instanz steht zur kritischen Überprüfung an. Auf der Strecke bleibt dabei weniger die Wissenschaftlichkeit denn der vermittelnde Umgangston unter Forscherkollegen und Forscherkolleginnen: „Man fragte mich ‚Warum haben Sie nicht dies gemacht?‘, ‚Warum haben Sie nicht das gemacht?‘. Es kamen immer nur Vorwürfe. [...] Ich erinnere mich besonders an diese Tagung, weil am Ende des Abends die Leute mit positiven Resultaten zu den Leuten mit negativen Resultaten sagten, sie seien unfähig und hätten keine Ahnung, wie man ein Experiment durchführt, während die Leute mit negativen Resultaten zu den Leuten mit positiven Resultaten sagte, sie seien Betrüger und fälschten ihre Daten“ (Ungar, zit. nach Collins/Pinch 1998, S. 27). Forschungen mit vergleichbarem Forschungsprofil und daran anschließende Diskussionen können dann leicht Jahrzehnte andauern und weiterhin unermüdlich unterschiedliche Ergebnisse produzieren. Aber auch ähnliche oder vormalige Experimente bestätigende Ergebnislagen bieten keine Lösung des Problems von Unentscheidbarkeit, denn die Frage der *Bewertung* wird wiederum Anschlusskommunikation in die unterschiedlichsten Richtungen wenden lassen. Zuweilen enden entsprechende Vergleichsarbeiten und Dispute erst mit dem Tode eines beteiligten Forschers und finden so ihr vorläufiges Ende (vgl. Collins/Pinch 1998, S. 13-39).<sup>18</sup> Wiederholung ist alternierende Neuinterpretation, begleitet von einer stets variierenden Summe von Unbekannten, die Forschungsergebnisse mitbedingen und unentscheidbare Fragen aufwerfen, die – gerade weil sie unentscheidbar sind – mit differierenden Antworten beschieden werden können.

Selten genug sind solche Bemühungen des wiederholenden Nachvollzugs. In der Regel unterbleiben sie aus nahe liegenden Gründen und doch gründet das Prinzip

---

Zeitpunkt genannt. Das schuf viel Raum für Vorwurf und Gegenvorwurf -lag die Ursache für ein positives Ergebnis im Händchen des Experimentators? Oder war es nur ein Ad-hocErfolg? Festhalten läßt sich: je größer die Anzahl der potentiellen Variablen wird, desto schwerer wird es zu entscheiden, ob das eine Experiment wirklich die Bedingungen des anderen wiederholt“ (Collins/Pinch 1998, S. 21f.). Die Wurm als Proband ist ein strukturell wenig komplexes Lebewesen. Mit wachsendem Entwicklungsstand von Lebewesen wächst aber auch das Variablenmeer, was Wissenschaft und Forschung bei bestimmten Fragestellungen so unbestimmt macht und Ergebnislagen differieren oder stets different auslegen lässt.

<sup>18</sup> Oft genug ist es aber auch – und das darf nicht vergessen oder vernachlässigt werden – der menschliche Faktor und nicht eine durch und durch seriös durchgeführte Forschung, der Forschung zum Erfolg verhilft: Das Durchsetzen und der Erhalt eines bestimmten Wissenschaftsdiskurses hat bekanntlich oft genug auch weniger mit einer größeren Wahrhaftigkeit oder Plausibilität zu tun als vielmehr mit dem Einfluss und Charisma von Forschungstreibenden, die von ihrer Sache rechtschaffen überzeugt sind. So setzt sich im Zuge der Auseinandersetzung ein neues Sprachspiel der Wissenschaft oder ganz allgemein gesagt: das Neue weniger durch Einsicht, sondern, „wie Max Planck einmal resignierend feststellte, durch das Aussterben der älteren Generation“ (Gloy 1995, S. 277) durch.

der „Objektivität“ – auf der Grundlage vorgestellter Dokumentationen – in der prinzipiellen Wiederholbarkeit von Forschung, obwohl es sie realiter kaum gibt. „[K]ein einziger unserer Forscherkollegen hat sich, wie eine Befragung zeigte, je dieses Mittels bedient. Das Postulat der Reproduzierbarkeit ist ein Mythos ohne praktische Relevanz“, wie der Mediziner André Blum für sein doch nicht unsensibles Fachgebiet darlegt (1998, S. 36). Inwiefern diese Aussage auch für die Musikpädagogik gilt und zu übernehmen ist, ist zu beurteilen dem Leser überlassen. Das Prinzip der Objektivität ist danach in unterschiedlichen Abstufungen im Bereich von Wissenschaft ein reines Kommunikationsprodukt, indem die Bedingung der Möglichkeit von Objektivität kommuniziert und so „Objektivität“ konstituiert wird, ohne dass sie, in Praxis gewendet, eingelöst würde. Man könnte auch so sagen: Das Prinzip der Objektivität regiert nur im Konjunktiv!

Bezogen auf die Nichtwiederholbarkeit ist die Sprachphilosophie in ein ähnliches, vielleicht nicht so augenscheinliches Dilemma geworfen, wenn mit Derrida die Iterierbarkeit von Satzaussagen als prinzipiell alternierend begriffen wird. Das Gedicht von Kai Selbar vom Beginn veranschaulicht, was den Gebrauch von Sprache begleitet. Ihre – trotz Iterabilität bedingte – permanente Wandlung, ihre Nicht-Identität. Wer ein Wort wiederholt, sagt nicht zweimal das Gleiche. Es hat seine Geschichte (vgl. Derrida <sup>4</sup>1990; vgl. Schläbitz 2001). Wiederholbarkeit bezieht sich auf das der Konvention folgende sprachliche Zeichen, doch schon das Lesen reichert sprachliche Zeichen mit individuellen Anteilen an. Eine Sprachpraxis regelt wohl den Gebrauch des Zeichens, aber Regelungen unterliegen Veränderungen. Wenn das Missverstehen, wie Luhmann einmal meinte, den Normalfall von Kommunikation darstellt, bleiben Regelungen im Raum der Sprache und Sinnzuschreibungen davon nicht unbetroffen. Verstehen beschreibt einen Prozess und keinen Stillstand und lässt Zeichen mit immer wieder neuem Sinn füllen. „Eine Identität verbürgende Äußerungseinheit gebe es deshalb nur als Konstrukt der Sprachphilosophie [...], und zwar als Folge ihrer Methodologie, nicht aber in der Sprachpraxis selber“ (Lagemann/Gloy 1998, S. 27). Konvention setzt Wandelbarkeit voraus und Wandelbarkeit setzt Konventionalität voraus. Schon ein jedes Lesen legt den Schwerpunkt anders, und sucht man den gleichen Aspekt vertiefend zu fokussieren, so beginnt sich ein Verständnis zu „entwickeln“. Ein Verstandenes wiederum verliert in der Wiederholung seinen Informationswert, rückt in einen veränderten Kontext, den der Redundanz und wird damit verfügbar in neuen Kontexten. Sinn ist nicht auf Dauer gestellt, sondern Wiederholung impliziert die unaufhörliche Sinnverschiebung. Abgelöst von seinem Sprecher beginnt das sprachliche Zeichen, verstanden als die Einheit der Differenz von Signifikat/Signifikant, seinen eigengesetzlichen kommunikativen Weg zu gehen. Das Feststellen von Sinn vollzieht sich durch permanente Anschlusskommunikation im Vollzug der Operation des Unterscheidens und Bezeichnens. In welche Richtung aber ein solcher Anschluss getätigt wird, ist im

Spiel der Signifikanten mit sich selbst nicht festzustellen.<sup>19</sup> Dass sprachliche Zeichen nicht fest-zu-stellen sind, darin liegt ja gerade auch ihre Qualität. Sie repräsentieren nicht, beziehen sich nicht auf ein ontologisch gedachtes „Etwas“ im Sinne der Signifikat/Signifikant-Struktur, bei dem das Zeichen auf das sich selbst Verstehende rekurriert, sondern sie beziehen sich auf Signifikanten, die als Signifikat nur deshalb erscheinen, weil umrahmende Signifikanten kommentieren (vgl. Schläbitz 2002). Mit anderen Worten wird das oppositionelle Verhältnis von Signifikat/Signifikant als Einheit der Differenz aufgebrochen. So ist die gedachte Äußerungseinheit, auf die die Analyse angewiesen ist, ein notwendiges Konstrukt, ein im Sinne Nietzsches „Gleichsetzen des Nicht-Gleichen“. Das Unentscheidbare, trotz Konventionalität sich permanent Wandelnde, wird methodologisch durch Feststellung des sprachlichen Zeichens entschieden beeinflusst.

---

<sup>19</sup> In welche Richtungen das Spiel der Signifikanten driftet, ist mit der schriftlichen Fixierung kaum mehr zu beeinflussen. Die Bastian-Studie bietet ein gutes Beispiel dafür. „Als Interviewer haben sie keinerlei Einfluss z.B. auf die Schlagzeile (Musik macht klug usw.). Selbst der Interviewer mitunter nicht“, schreibt so Bastian im Mail-Disput zur Studie zwischen Lugert und ihm und fährt später fort: „Manches hat sich verselbständigt und ich habe es oft nicht im Griff. [...] [W]er jetzt MU über Transfers legitimieren will, versteht die Studie nicht. Mittlerweile muss ich ‚Bastian gegen seine Liebhaber‘ verteidigen“ (Bastian 2001: 100f.). Kommunikation – verstanden als die Trias von Information/Mitteilung/Verstehen – macht, was sie will (und das nicht nur in der Presselandschaft). Auch der Diskurs in der Wissenschaft bleibt von den kommunikativen Eigengesetzlichkeiten nicht unbetroffen. Kommunikation generiert ein wie auch immer geartetes Verstehen im *Nachtrag*, so wurde festgestellt und das heißt: es ist nicht abzusehen, auf welcher Ebene, in welchem Zusammenhang Verstehen sich stabilisiert. Daraus folgt dann auch: Validität ist weit weniger vom „Gegenstand“ bzw. von der gewählten Methode einer Untersuchung abhängig, als zuweilen gedacht, und wesentlich bestimmt von eigengesetzlich verfahrenen, stabilisierten Kommunikationsverhältnissen, die ggf. im Sinne Bastians kongruent anschließen, aber eben nicht müssen. Die „Existenz“ von Transfer-Effekten ist einer spezifisch beobachtenden Kommunikation geschuldet und nicht einfach gegeben. Sie existieren im Vollzug einer Operation, bleiben also fragile Gebilde. Transfer-Effekte können im Zuge einer anders verfahrenen Kommunikationsdrift aus dem aktuellen kommunikativen Horizont entwinden, dabei ihren Existenzgrund partiell oder auch gänzlich verlieren. Als Potenzialität bleiben sie aber wohl erhalten. Existenz (ein so Seiendes oder auch Wahrheitswerte) wird so immer im Rückgriff, im *Nachtrag* bestätigt, kann sich nicht als gegenwärtige Existenz konstituieren, sondern nur als *Spur*. Ein einmal stabilisierter Eigenwert im Rahmen wissenschaftlicher Kommunikation, der sich auf Dauer erhält, kann folglich auch nicht – wo der *Nachtrag* konstitutiv ist – auf prinzipielle Gültigkeit pochen. Stichwort Paradigmenwechsel: Man mag sich nur an Newtons mechanistische Welt mit ihren Gesetzesregeln erinnern, in denen man vor noch so gar nicht so langer Zeit ewig gültige Weltgesetze erkannt zu haben glaubte. Die Ewigkeit bemaß sich dann doch recht kurz in wenigen Menschenaltern. Partielle oder auch komplette Revisionen sind nie auszuschließen.

*(5) Das ontologische Bewusstsein und die Schwierigkeit davon abzusehen*

Sprache ist pure Differentialität, das anerkennt auch eine Analytische Sprachphilosophie und verabschiedet die typische Subjekt/Objektunterscheidung und damit Identitätslogik. Gleichwohl wird auf eine Feststellbarkeit von anwesendem Sinn reklamiert, wenn die Konstanz des sprachlichen Zeichens als Zeichen notwendige Voraussetzung dafür gesehen wird, dass Geschriebenem ein klares Verständnis unterlegt werden kann. Untergründig schwingen die Identitätslogik und der Präsenzgedanke mit. „[E]ine in allen Bedeutungskontexten vorausgehende, von sich aus Bedeutsamkeit ereignende Vorgängigkeit des Zeichens oder der Schrift“ (Clam 2002, S. 19) übersetzt diesen Identitätskern in ein differentielles Verweisungsnetz. Auf der Mikroebene sprachliches Zeichens wird so eine Stopppregel eingeführt, sofern das Signifikat als stillgestelltes Signifikat gedacht bleibt, von der auch die Makroebene, Analyse von Satzaussagen, dann getragen ist und dabei zuletzt Ontologie restituiert.

Auf einer allgemeineren Ebene wird allerdings gleichfalls zuweilen ontologisch argumentiert, wiewohl eine solche Haltung theorieimmanent eher zurückgewiesen würde. Am Beispiel des Satzes „Die Dominante ist eine Funktion“ dokumentiert Flämig, was unter einer analytisch wahren Aussage zu verstehen ist. Um den semantischen Gehalt dieses Satzes zu entscheiden wird als Bezugssystem ein Musiklexikon gewählt, das über den Sachverhalt urteilt. Alternativ wäre ein eigener Definitionsvorschlag möglich. „Über die Bedeutung – nicht über die Wahrheit! – wird entschieden, indem man in einem Musiklexikon nachsieht oder einen eigenen Definitionsvorschlag macht“ (Flämig). Der Eindruck einer sinnerläuternden Instanz wird mit dem Gesagten vermittelt. Ein Musiklexikon oder die eigene Definition sind die Instanzen, die das Urteil sprechen. Mit diesem Bezugssystem wird ein Punkt gesetzt, da implizit das im Lexikon, das in der Eigendefinition Gesagte als selbstverständlich und nicht mehr interpretationsbedürftig gesetzt werden: Dort steht, was Sache ist, was wie gemeint ist. Analytische Sprachphilosophie im Sinne Flämigs operiert hier mit einer Stopppregel, einer Autorität, einer Instanz, die für sich nicht mehr erklärungsbedürftig scheint. Doch auch ein Lexikonartikel oder eine Definition sind Satz für Satz kontextabhängig, interpretationsbedürftig, verweisen auf andere Sätze, die kommentieren, erläutern. Darin die entscheidenden in wahr und falsch bzw. als bedeutungsrelevant oder -irrelevant urteilenden Instanzen zu sehen verkürzt. Zum einen, weil die Struktur des Satzes nur „Sinn“ durch Verweis auf andere Strukturen macht ... etc. Zum anderen aber wird die Interpretationsleistung von motiviert Lesenden schlicht ausgegrenzt und unterstellt, dass Lesende Sinn und Bedeutung eindeutig „identifizieren“. Soll das Beispiel von Flämig eine gewisse Allgemeingültigkeit haben, muss es auf andere Sätze übertragbar sein:



Nehmen wir nur folgendes Beispiel, das auch deshalb gewählt, weil das darin Ausgedrückte zum Widerspruch reizt. „Der Computer ist ein Instrument. Der als Trommel verwendete hohle Baumstamm oder die als Claves verwendeten Stöcke dagegen nicht.“ Schaut man zur Klärung dieses Sachverhaltes im Lexikon nach, findet man folgende Definition zum Instrument: „Instrument [...] in der Musik ein meist handwerklich hergestelltes Gerät zum Erzeugen musikalisch verwendbaren Schalles; [...]. Für die von der Natur fertig gegebenen Gegenstände ist zur Unterscheidung von Instr. die Bez. Schallgerät sinnvoll“ (Brockhaus/Riemann<sup>2</sup> 1989, S. 233f.). Man könnte nun qualifizieren: Der Computer ist ein Instrument, da er von der Natur nicht fertig vorgegeben, sondern gefertigt ist. Das wiederum wird von *motivierter* Seite fraglos Widerspruch erzeugen. Überhaupt: Was heißt nun handwerklich hergestellt?: Ist die handwerkliche Schreibaarbeit von Programmen, die Computer zum Musik machen qualifizieren, damit einbezogen? Oder: Ist das Zusammensetzen und Löten von Einzelteilen zum Musikcomputer der Definition von Handwerk immanent? Fällt ein maschinell gefertigter Computer noch unter das handwerkliche Diktum? Wenn man das verneinen möchte, worunter fallen dann bloß maschinell gefertigte Blockflöten, Gitarren, Geigen ... etc. Oder: Kann man den ersten Teil der Definition auch so verstehen, dass nur ein von Menschen gemachtes Gerät – ein Kulturerzeugnis also – für sich beanspruchen kann, als Instrument qualifiziert zu werden? Wenn man dies bejahen möchte und der Faktor Künstlichkeit zur Instrumentenqualifikation beiträgt, ist dann durch den Abstand zum natürlichen Schallgegenstand definiert, inwiefern etwas mal mehr mal weniger Instrument ist? Ist dann die Geige weniger Instrument als es der Computer ist? Und wieder wird sich Widerspruch melden, weil viele *ein bestimmtes Weltbild* beim Lesen der Zeilen an die Zeilen herantragen und anders zu lesen gewohnt sind und entsprechend *Zuschreibungen* tätigen. Bei den Fragestellungen ist noch nicht einmal berücksichtigt, wie man den Satzteil „zum Erzeugen musikalisch verwendbaren Schalles“, der zum weiteren Diskutieren nun wahrlich Anlass genug bietet, verstehen möchte, sieht man einmal von dem alles wieder relativierenden Adverb „meist“ noch vorläufig einmal ab.

Wir halten ein und fest: Als richtende Instanz sind weder das zum Beispiel genommene Lexikon noch Eigendefinitionen geeignet. Auf eine allgemeine Ebene gehoben: Es gibt keine maßgeblich richtende Instanz, die zuletzt die Klarheit und den abschließenden Punkt lieferte, der nötig wäre, um Aussagen als analytisch wahr zu klassifizieren. Auch dem Satz „Die Dominante ist eine Funktion“ wohnt der Aufschub im Sinne der *différance* inne. Selbst die kontextuelle Rahmung „Musiklexikon“ beschließt nicht eine mögliche Sinnverschiebung. Wie bspw. der Begriff der „Dominante“ und der der „Funktion“ verstanden werden, versteht sich nicht von selbst, sondern wird erst durch den Anschluss in einem Nachtrag signalisiert. Bei Flämig wird der Nachtrag vorweggenommen und Prognosearbeit mit Blick auf die Zukunft geleistet. Erst der kommunikative Anschluss verfügt

eine wiederum interpretationswürdige Bestätigung, aber mitnichten eine Sinnerfüllung.<sup>20</sup> Indem man aber eine sinnbeschließende Instanz oder Autorität – wie immer die auch aussehen mag und wo immer man sie lokalisiert – unterstellt oder in den Raum stellt, wird nicht transzendental, wie die Analytische Sprachphilosophie zu arbeiten den Anspruch erhebt, sondern traditionell spekulativ ontologisch argumentiert, also auf Metaphysik, Transzendenz gesetzt, denn es werden eine Identitätslogik und das begründungslos für sich selbst Stehende proklamiert. Mit anderen Worten: Der *Präsenz*-Gedanke wohnt den Ausführungen Flämigs

---

<sup>20</sup> „Die *Différance* (die *Operation*) wird für uns virulent in dem Moment, in dem wir bemerken, dass es keine Erfüllung von Sinn gibt, keinen in sich ausgeleuchteten Sinnmoment [...]. Der Aufschub ist ein Immerfort-Aufschub, [...]. Er ist nicht ein Moment dessen, was gemeint oder intendiert worden ist“ (Fuchs 2001, S. 68). Die Ausführung von Fuchs zur *différance* lädt ein, die Verwandtschaft zum Systemgedanken von Luhmann auszuleuchten. Dieser Seitenblick wird auch deshalb gemacht, da Flämig die System/Umwelt-Diktion in der ontologisch motivierten Subjekt/Objekt-Tradition verankert sieht, ohne dies allerdings – abgesehen von der Feststellung mit Verweis auf Schläbitz 2001 – näher auszuführen. Die System/Umwelt-Unterscheidung in den Kontext einer Subjekt/Objekt-Beziehung zu stellen ist insofern sonderbar, als dass zwar in dem einen wie anderen Falle eine binäre Unterscheidung getätigt wird, darüber hinaus aber keine Ähnlichkeit zwischen den binären Typen besteht. Der System-Gedanke operiert als *Einheit der Differenz von ...* was auch immer. „Ein System ‚ist‘ die Differenz zwischen System und Umwelt“ (Luhmann 2002b: 66). Damit aber ist die Identitätslogik, von der das Subjekt/Objekt-Schema getragen ist, durch eine Differenzlogik ersetzt, auch wenn das „ist“ eine Identität vordergründig (allerdings nur) signalisiert. „Die Theorie beginnt mit einer Differenz, mit der Differenz von System und Umwelt, sofern sie Systemtheorie sein will; wenn sie etwas anderes sein will, muss sie eine andere Differenz zugrunde legen. Sie beginnt also nicht mit einer Einheit, einer Kosmologie, mit einem Weltbegriff, mit einem Seinsbegriff oder dergleichen, sondern sie beginnt mit einer Differenz“ (ebd.: 67). Dabei wird umgestellt von „Was-Fragen“ [Was für ein Subjekt/Ding ist das bloß?] auf „Wie-Fragen“ [Wie wird beobachtet, damit ein Subjekt/Ding als Subjekt/Ding aufleuchtet?]. Systeme sind nur als beobachtete und beobachtende Einheiten denkbar, also nicht exklusiv oder evident gegeben, sondern sie „existieren“, wenn man denn davon sprechen möchte, nur im Vollzug von Operationen. Operativ wird dabei signifikant markiert (System) und ausgegrenzt (Umwelt). Im Rahmen dieser *Einheit der Differenz von ...* erscheinen Systeme, oder genauer: werden Systeme beobachtungsgeleitet *konstruiert*, sie sind also Konstrukte der Unterscheidung, mit der beobachtet wird. Systeme existieren, weil so und nicht anders beobachtet wird. Es handelt sich dabei also nicht um ein bloß zweiwertiges System, dessen beide Seiten benannt werden könnten, sondern um pure Differentialität. Eine andere Unterscheidung – eine andere Welt, die dann ggf. auf eine Systemvorstellung gänzlich verzichten kann. Dabei wird die *Gegenwart* des Systems – und das macht die Angelegenheit noch komplizierter – erst in einem Nachtrag bezeichnet, da erst die kommunikative Bestätigung der Operation respektive eine Anschlusskommunikation Verstehen (welcher Art auch immer) signalisiert und eine Gegenwart bezeichnet, die demnach schon vergangen ist. „Es gibt Systeme“, schreibt Luhmann in „Soziale Systeme“ (1993, S. 16) und auch das lädt zur Vermutung ein, einen Seinsgrund zu vermuten, aus dem heraus auch Subjekte emporstehen können. Die beobachtungsleitende Differenz wird schließlich auf die Theorie selbst angewendet, operiert also autologisch, sodass sich die Theorie beobachtungsgeleitet konstituiert und keinen privilegierten Beobachterstandpunkt für sich reklamiert, von dem aus die Welt in Subjekte und Objekte geschieden werden könnte.

zur Analytischen Sprachphilosophie inne. Das zum Beispiel genommene Musiklexikon erscheint hier nicht als Leerstelle, die den Durchblick auf die dahinterstehende Signifikantenwelt bietet, sondern wird im Verständnis einer Autorität benutzt, im Verständnis eines Signifikats. Dass *Präsenz* nur als *Nicht-Präsenz*, als Aufschub oder Nachtrag im Sinne einer „gespreizten“ *Präsenz* zu haben ist und infolge dessen nicht gegenwärtig sein kann, ist den Ausführungen Flämigs nicht zu entnehmen. Mit der Anerkennung der Verabschiedung des Signifikats aber gerät die Suche nach der *Präsenz* zu einem Sprachspiel ohne Ende. „Die Abwesenheit eines transzendentalen Signifikats erweitert das Feld und das Spiel des Bezeichnens ins Unendliche“ (Derrida <sup>7</sup>1997, S. 424), was für Lexikonartikel und Eigendefinitionen im gleichen Maße zutrifft.

*(6) Wissenschaft(en) oder von der bewusst gemachten „différance“*

Die Ausführungen zu Beginn haben zum Ausgang gehabt, bestimmte privilegierte Sichtweisen, wie sie konstatiert werden, zurückzuweisen. Einer Analytischen Sprachphilosophie oder auch einer Empirischen Wissenschaft Vorrang vor anderen Theoriegebäuden einzuräumen ist problematisch, weil jede Theorie, jede Methode selbstblind verfährt. Sie sieht nur, was sie im Vollzug ihrer Operationen, die sie ausgebildet hat, sehen kann. Eine jede Theorie bietet somit eine gesellschaftliche Komplettbeschreibung, die mitnichten einem neutralen Standpunkt geschuldet ist, sondern Stellung beziehend gefällt ist. „Alle Fakten sind von Theorie infiziert. Daten sind die sinnlosen Flecken eines Rorschach-Tests, in die man dann Muster hineinsieht: die Ideen. Deshalb können strenge Empiristen, für die nur Sinn macht, was den Sinnen gegeben ist, die Idee ‚Idee‘ nicht perzipieren“ (Bolz 2001a, S. 212). Wer bspw. glaubt, gesellschaftliche Wirklichkeit ließe sich quantifizieren und anders seriös nicht beschreiben, reduziert mitunter dann Wissenschaft aufs Rechnen, verwechselt Wissenschaft mit Rechnen und erliegt der Magie der Zahl bzw. der untergründig mitlaufenden Idee, der er folgt. Man kann dann den Glauben hegen, Philosophen wie Adorno liehen „ihr Rüstzeug beim Poeten“ (Behne 1992, S. 125) aus und ihnen mangelnde Wissenschaftlichkeit unterstellen, weil das „wissenschaftliche Rüstzeug“ – das selbstredend nur dem quantifizierenden Sektor entstammen kann – eben nicht ausreiche (ebd.). Mehr als „Anregungen“ sind anders gelagerten Wissenschaftstexten dann wohl tatsächlich nicht mehr zu entnehmen. Aus dem Horizont des eigenen Selbstverständnisses ist das Etikett von Wissenschaft anderen Selbstverständnissen nicht zugebilligt und – wo geschehen oder proklamiert – nicht zu recht verliehen, was das Setzen in Anführungsstriche (von sich so verstehender „Wissenschaft“ ist bei Behne daher auch die Rede (ebd.)) rechtfertigt. Eine aufgemachte Polarität (Wissenschaft [neutral] vs. Kunst [parteiisch]) sucht zuletzt die Verhältnisse gemäß des

eigenen Selbstverständnisses zurechtzurücken.<sup>21</sup> Auch Flämig bezieht eindeutig Stellung und postuliert ein Gefälle zwischen unterschiedlichen Wissenschaftspraktiken.

---

<sup>21</sup> Dass im Übrigen die von Behne (1992, S. 125) aufgemachte Polarität „Wissenschaftler hier – Künstler da“ kaum aufrechterhalten werden kann, sondern dass der redlichste Wissenschaftler immer auch Künstler ist, indem er eine komplexe Wirklichkeit in einem anderen Medium darstellt, habe ich an anderer Stelle erörtert (vgl. Schläbitz 1995, S. 87-90). Interessanterweise arbeitet Behne in jenem Aufsatz mit Metaphern und Metonymien aus dem Bereich der Poesie, wenn bspw. vom „Rüstzeug“ die Rede ist, von „Pfählen“ oder auch vom Bild des mit „80% Sehkraft ausgestatteten Sehenden“. All dies sind – aus dem Blickwinkel der Literaturwissenschaft aus gesehen – der Poesie entlehnte Bilder, da hier Bilder und Vergleiche interpretiert und gedanklich auf eine Sachebene transferiert werden müssen. Mit anderen Worten: Dieser Aufsatz argumentiert paradox: Er lehnt ab, womit er selber arbeitet. Er plädiert für eine spezifische Form wissenschaftlicher Argumentation und argumentiert dabei mit dem Mittel, das er als Mittel für eine wissenschaftliche Argumentation apodiktisch ausschließt. Natürlich lässt das Paradox auch den Aussagegehalt nicht unbetroffen: Wenn die Grundthese [Wissenschaftssprache arbeitet ohne poetische Anleihen] legitim ist, wird die zur These führende Argumentation durch die Wahl der sprachlichen Mittel illegitim geführt. Im Umkehrschluss wird durch die Form der Argumentation die These zu einer illegitimen und hebt sie damit auf, damit aber wird die Argumentation legitimiert. Von dieser Basis aus erscheint die These wieder in neuem Licht usw. Wir bewegen uns in einem paradoxen Zirkel. Wer nun auch in dem gelegentlich Verwenden von Metaphern noch den Wissenschaftsduktus gewahrt sieht und kein Abgleiten in ein poetisch motiviertes Künstlertum, sieht sich allerdings der Frage gegenübergestellt, welche Instanz die Definitionsmacht hat zu bestimmen, ab wann ein Text wissenschaftlich legitim und ab wann eher künstlerisch motiviert und wissenschaftlich abzulehnen ist. Eine den Maßstab objektiv setzende, richtende Instanz wäre nicht von dieser Welt. Jeder andere in dieser Welt aber qualifiziert aus seinem Wissenschaftsverständnis und verschiebt – und zuweilen massiv – die Grenzen mal in die, mal in jene Richtung. Was Wissenschaftssprache noch und was Poesie schon ist, ist eine Frage der Ansicht, keine substanzielle. Behne wendet sich u.a. auch deshalb gegen das poetische Moment, weil es subjektiv verfäht. Und in der Tat argumentieren Adorno u.a., wenn man der hier wenig wohlwollend gefällten Klassifizierung „Künstlertum“ und „Poesie“ folgen will, subjektiv. Allerdings erscheint das Moment der Subjektivität, indem chiffriert und doch recht deutlich Stellung für bestimmte Positionen bezogen wird, weniger verdeckt als im anderen Fall. Denn das subjektive Moment ist an anderer Stelle nicht weniger gegeben. Ich erinnere nur an das bei Behne gewählte Bild einer Sehschärfe von 80%, das – bezogen auf den angewendeten Kontext – anders als subjektiv gar nicht gefällt sein kann, in der nachfolgenden Argumentation als subjektiv motiviert aber nicht ansatzweise aufscheint und doch die Argumentation ganz maßgeblich bestimmt (vgl. Fußnote 2). Mit anderen Worten hat man es zum einen mit einer weitgehend offenbarten und zum anderen mit einer untergründig mitlaufenden Subjektivität zu tun. Abschließend sei darüber hinaus nur noch vermerkt, dass Wissenschaftler zum Zwecke der Ausbildung neuer Hypothesen und zur Fortentwicklung von Wissen das Künstlertum wesentlich verinnerlicht haben sollten, wollen sie erfolgreich arbeiten. „Unsere Auffassung [...], daß es eine logische, rational nachkonstruierbare Methode, etwas Neues zu entdecken, nicht gibt, pflegt man oft dadurch auszudrücken, daß man sagt, jede Entdeckung enthalte ein ‚irrationales Moment‘, sei eine ‚schöpferische Intuition‘ (im Sinne Bergson); ähnlich spricht Einstein über ‚... das Aufsuchen jener allgemeinsten Gesetze, aus denen durch reine Deduktion das Weltbild zu gewinnen ist. Zu diesen ... Gesetzen führt kein logischer Weg, sondern nur die auf Einfühlung

Und grundsätzlich ist der Glauben an die eigene Wissenschaftsmethodologie auch gerechtfertigt, auch der Verfasser dieser Zeilen postuliert eine privilegierte Stellung für den von ihm vertretenen Theoriehorizont. Als Fachmann für eine spezifische Ausrichtung von Wissenschaft, bedarf es der besonderen Hinwendung und Hingabe zur eigenen Ausrichtung und zum besonderen Spezialistentum, aus dem wiederum Spezialwissen entspringt. Die Empirie ist besonders gut geschult, Daten zu erheben und auszuwerten, die Sprachphilosophie, logisch fundierte Analysen zu tätigen usw.<sup>22</sup> Aus jeder Wissenschafts-Perspektive mit der ihr eigenen Methodologie werden theorieinfizierte Hypothesen und Beschreibungen geliefert, die etwas für relevant und den großen Rest für weniger relevant erachtet. Daraus sind dann Wissenswerte entworfen. Wissen ist so ein aus einer Wissenschafts-Gemeinschaft heraus geborenes Gut, die es fortlaufend kommuniziert und dabei Eigenwerte produziert. Wissen „ist“ nicht genuin gegeben, sondern danach ein reines Kommunikationsereignis, das durch kommunikative Wiederholung ausgeprägt und erhalten bleibt. Die Form der Kommunikation be-

---

in die Erfahrung sich stützende Intuition“ (Popper 2000, S. 119; vgl. auch Schläbitz 1997, S. 324-339).

<sup>22</sup> Und manchmal wäre in der Tat etwas mehr Logik wünschenswert gerade dort, wo Pauschal- respektive Vorurteile wirken. Ein Beispiel: In intellektuellen Auseinandersetzungen über den Computer im Bereich der Musik wird oftmals bestritten, dass dieser im Musikunterricht oder in der Musiklehrerausbildung etwas zu suchen hätte. Das Argument hat dabei folgende logische Form bzw. ist von folgender Schlussfolgerung getragen: Da es Informatiker sind, die Computer informieren, wird zuweilen die Meinung vertreten, der Computer habe im Musikunterricht nichts zu suchen, sondern der Musikprogramme schreibende Informatiker oder besser: der Informatiker schlechthin im Informatikunterricht sei dazu aufgerufen, entsprechende Handlungskompetenzen damit auszubilden. Soweit zur Argumentation. Damit logische Schlüsse wie der oben gemachte allgemeine Gültigkeit beanspruchen dürfen, dürfen sie nicht nur für den Einzelfall gelten, sondern sie müssen für jeden Fall gelten. Gehen wir dem einmal nach. Ein Computer ist in der Tat unprogrammiert zunächst einmal nichts als ein Rohmaterial, das in alle Richtungen hin in Form gebracht – also: informiert – werden kann. Informatiker spezialisieren Computer auf bestimmte Anwendungen hin. Mit in Form gebrachten Computern kann man dann Texte schreiben, Bilder bearbeiten oder auch Musik machen. Wenn wir nun einen Analogieschluss tätigen, tritt die Problematik des Arguments zutage. Denn auch ein Holzklotz ist unbehandelt zunächst einmal nichts als ein Rohmaterial, das in alle Richtungen hin in Form gebracht – also: informiert – werden kann. Holzhandwerker spezialisieren das Material Holz auf bestimmte Anwendungen hin. Mit in Form gebrachten Holzstücken kann man dann Wohnungen schmücken (Kunstwerke), Kleidung und anderes ordentlich verstauen oder auch Musik machen. Folge: Da es Holzhandwerker sind, die Holz informieren, wird zuweilen die Meinung vertreten, Musikinstrumente aus Holz haben im Musikunterricht nichts zu suchen, sondern der Instrumentenbauer oder besser: der Holzhandwerker schlechthin im Arbeitslehreunterricht sei dazu aufgerufen Handlungskompetenzen damit auszubilden. Das Argument hakt also nicht unbeträchtlich bzw. es ist von mangelnder Logik gekennzeichnet, denn die funktional differenzierte Gesellschaft, in der wir leben, operiert im Sinne der Arbeitsteilung. Dabei ist der Bau von Instrumenten in die Hände von Spezialisten, damit andere Spezialisten meisterhaft damit Musik machen können. Und nicht anders ist es beim Computer und der Musik.

stimmt dabei den Inhalt des Wissens. Das dabei jeweils gesellschaftlich verbindlich Gewusste ist „sozial validiert“ (Luhmann 2002a, S. 98) und so eine Vereinbarung mit gegebenen Begründungsschemata, die der täglichen Neubegründung nicht mehr bedarf. Ich möchte daher mit Luhmann „Wissen als Kondensierung von Beobachtungen“ (Luhmann 1992, S. 123) bezeichnen. Bezogen auf die Musik und in Anlehnung an Matthias Flämig in Kopplung mit Gertrude Stein könnte man dann tatsächlich sagen: Eine „Dominante“ ist eine „Dominante“ ist ein „Dominante“. Punktum. Die Form scheint dann aber statisch, ja normativ vorgegeben, kann auch so vermittelt werden. Wissen hat eine nicht zu verachtende Beharrungstendenz, ist auf der einen Seite so notwendig *redundant*, damit „Wissen [...] [als] aktualisierbare Erfahrung“ (Baumart/Fried/Joas/Mittelstraß/Singer 2002, S. 174) zu nutzen und zu speichern ist. Das Moment der Redundanz und Dauer sind so Voraussetzung, damit neues Wissen entsteht. Will man sich aber nicht allein mit der Wiederkehr des Immergleichen begnügen, ist Veränderung vonnöten. „Was gewiß ist, ist nicht informativ, was informativ ist, ist nicht gewiß“ (Bolz 2001b, S. 73). Damit neues Wissen entstehen kann, ist Wissen auf der anderen Seite also auch notwendig auf Veränderung – auf Varietät – angelegt. Aus der Einheit der Differenz von Redundanz/Varietät entspringt neues Wissen. Was als Wissen anerkannt ist, ist dabei grundsätzlich hypothetisch formuliert und kann jederzeit falsifiziert und re-formuliert werden. Und darin liegt ja auch das Ziel von Wissenschaft: in der Falsifizierung des augenblicklich gegebenen Erkenntnisstandes. Bloße Bestätigung verliert sich im Leerlauf und in der nichtweiterführenden Redundanz.

Allzu einseitig verfahrenende Hingabe verführt zur Apotheose der eigenen Idee von Wissenschaft und zur Abschottung gegen Außenkritik. Wo eine solche ohne begleitende Anerkennung anderer absolut gesetzt wird, wird die stets mitlaufende *différance* nicht in dem Maße aufleuchten, sodass das Gleiten von sinnerfüllten Wissenswerten stillgestellt scheint und doch dem Aufschub geschuldet ist. Das Verwechseln der eigenen theorieinfizierten Komplettbeschreibung mit dem, was beschrieben werden soll, und die tautologische Selbstvergewisserung liegen dann nahe. Daraus entspringen dann ontologisch motivierte Wahrheitswerte.

So wird angeregt, der privilegierten Anschauung die willkommene Fremdsicht, die anders arbeitet, zur Seite zu stellen. Aus der Falsifizierung und nicht aus der Selbstbestätigung ist die Erweiterung geschöpft. Einen Ansatz zur Falsifizierung wiederum zu finden ist durch Außenirritation wahrscheinlicher, da eine fremde Methodologie dem immanenten Regelwerk der eigenen nicht entsprechen muss und auf Widersprüche darin leichter hinweisen kann, wenn Fremdbeschreibungen sich als nicht kompatibel mit eigenen Forschungsergebnissen zeigen (vgl. Feyerabend 1986). So erhält man ein lose gekoppeltes beachtenswertes Medium,

dass in der Formbildung eine automatisch mitlaufende Reflexionsinstanz implementiert sieht. Anstatt eine Idee von Wissenschaft im Zuge von anderen ausschließenden Privilegsetzungen zu singularisieren, wäre also der Blick auf die Umwelt mithin konstitutiv zu setzen, um daraus Ansätze zur Re-formulierung der selbst vertretenen, fraglos auch weiterhin prominent verfochtenen Wissenschaftsausrichtung zu ziehen. Eine superiore Position aber würde dann, trotz Bonisierung des eigenen Ansatzes, nicht mehr verfochten. So ist der Gefahr zur Ontologisierung von Wissenswelten und der Vorstellung, dauerhafter Formvorstellungen, mit dem Ziel, einzigartige, ewigscheinende Gestalten zu erschließen,<sup>23</sup> zu begegnen, da die hypothetische Struktur derselben offenbart bleibt. Wenn es also so ist, dass jedes Theoriegebäude seinen unhintergehbaren blinden Fleck mit sich führt, kann man sich operationsleitende Unterscheidungen anderer Perspektiven zu nutze machen mit dem Ziel eine insgesamt bessere (im Sinne von „viabel“) Gesellschaftsbeschreibung im musikpädagogischen Raum zu gewinnen.

Keine Wissenschaft ist – auch wenn sie Aussagen über ein komplexes Problemfeld tätigt – demselben als Ganzen gewachsen. Vermag die eine Wissenschaftsperspektive das Detail besser zu ergründen und zeigt Defizite in der Gesamtsicht (weil sie nur sieht, was sie eben sieht, und nicht sieht, was sie nicht sieht), so zeigt die andere ihre Qualitäten in der Beschreibung von größeren Zusammenhängen und hat ihre Defizite, wo es ums Detail geht. Wo die Irritation, die eine andere theoriegeleitete Perspektive bietet, als willkommenes Reflexionspotenzial zur weiteren Ausdifferenzierung eigener unterscheidungsleitender Operationen betrachtet wird, mag eine willkommene Beziehung zwischen verschiedenen Wissenschaftswelten sich ausbilden, die sich an Goethes (1998, S. 35) Zeilen orientiert:

---

<sup>23</sup> In der Idee der Weltformel ist diese Vorstellung bei allen Falsifikationsbeschreibungen zum Trotz auch heute noch präsent. Interessant in diesem Zusammenhang ist sicherlich, dass, je mehr die so genannten harten Wissenschaften sich Endformeln, Ursprüngen oder kleinsten Teilchen zu nähern glauben, sie „weich“ argumentieren und ein metaphysisches Denken offenbaren. Die Teilchenphysik bspw. mit ihren Modellen ist eine reine philosophische Disziplin und hat mit harter Faktenwissenschaft kaum noch was zu tun. Sie ist pure Spekulationswissenschaft.

### *Epirrhema*

*Müset im Naturbetrachten  
Immer eins wie alles achten;  
Nichts ist drinnen, nichts ist draußen:  
Denn was innen, das ist außen.  
So ergreift ohne Säumnis  
Heilig öffentlich Geheimnis.*

*Freuet euch des wahren Scheins,  
Euch des ernsten Spieles:  
Kein Lebendiges ist ein Eins,  
Immer ist's ein Vieles.*

8

Freilich, um ein solch beziehungssträchtiges Miteinander zu erzielen, das einen den Widerstreit befürwortenden Komplexitätssinn entwickelt, gilt dann folgendes Basisaxiom: Wissenschaft der einen Auslenkung anerkennt das Etikett Wissenschaft bei anderen Auslenkungen und das Setzen von Führungsstrichen verführe höchst kontraproduktiv. So braucht es, um diesem Ziel zuzuarbeiten, ein gewisses und manchmal auch größeres Maß an Toleranz und Respekt sowie bei aller Privilegierung der eigenen Forschungsperspektive die Anerkennung, dass Wissenschaft grundsätzlich polyvalent ausgelegt und ausgeübt werden kann.

Von diesem fraglos auch schwankend bleibenden Boden aus wäre – so darf man vermuten – dann bspw. auch eine erfolgversprechende „Systematische Musikpädagogik“ auf den Weg zu bringen und wirkungsvoll zu entfalten.

### **Literatur**

Bastian, Hans Günther / Lugert, Wulf Dieter: Mail-Disput über Hans Günther Bastians Langzeitstudie „Musik(erziehung) und ihre Wirkung“. In: Diskussion Musikpädagogik 10/01. 2. Quartal 2001

Baumgart, Jürgen / Fried, Johannes / Joas, Hans / Mittelstraß, Jürgen / Singer, Wolf (2002): Manifest. In: Killius, Nelson / Kluge, Jürgen (Hg.): Die Zukunft der Bildung. Frankfurt/M.



- Behne, Klaus Ernst (1992): Über die Notwendigkeit empirischen Arbeitens. Essen
- Beiträge zur Transfer-Studie von Hans-Günther Bastian. In: Diskussion Musikpädagogik 12/01. 4. Quartal 2001
- Böhme, Gernot (<sup>2</sup>1997): Einführung in die Philosophie. Frankfurt/M.
- Bolz, Norbert (2001a): Jenseits der großen Theorien. Das Happy-End der Geschichte. In: Schröder, Gerhart / Breuninger, Helga (Hg.): Kulturtheorien der Gegenwart. Frankfurt/M.
- Bolz, Norbert: Weltkommunikation. München 2001b
- Blum, André: Der Mythos objektiver Forschung. In: DIE ZEIT vom 10.06.1998
- Brockhaus/Riemann-Musiklexikon (<sup>2</sup>1989) E-K, hg. von Carl Dahlhaus und Hans Heinrich Eggebrecht Mainz
- Clam, Jean (2002): Was heißt, sich an Differenz statt an Identität orientieren. Konstanz
- Collins, Harry / Pinch, Trevor (1998): Der Golem der Forschung. Berlin
- Culler, Jonathan (1999): Dekonstruktion. Reinbek bei Hamburg
- Derrida, Jacques (1990): Die différance. In: Engelmann, Peter (Hg.): Postmoderne und Dekonstruktion. Stuttgart
- Derrida, Jacques (<sup>7</sup>1997): Die Schrift und die Differenz. Frankfurt/M.
- Derrida, Jacques (<sup>4</sup>1990): Grammatologie. Frankfurt/M.
- Eagleton, Terry (<sup>4</sup>1997): Einführung in die Literaturtheorie. Stuttgart
- Feyerabend, Paul (1986): Wider den Methodenzwang. Frankfurt/M.
- Fischer, Wilfried (1986): „Didaktische Interpretation von Musik“ und „Handlungsorientierter Musikunterricht“. In: Schmidt, Hans Christian (Hg.): Handbuch der Musikpädagogik, Bd. 1. Geschichte der Musikpädagogik. Kassel/Basel/London
- Flämig, Matthias: Über die Notwendigkeit analytischen Arbeitens – Wittgensteins erster Satz des Tractatus und der arme Jeff (in diesem Band)
- Foerster, Heinz von (1993): KybernEthik. Berlin
- Fuchs, Peter (2001): Das Weltbildhaus und die Siebensachen der Moderne. Konstanz
- Gembris, Heiner / Kraemer, Rudolf-Dieter / Maas, Georg (Hg.) (2001): Macht Musik wirklich klüger? Musikalisches Lernen und Transfereffekte. Musikpädagogische Forschungsberichte, Bd. 8. Forum Musikpädagogik, Bd. 45. Augsburg
- Goethe, Johann Wolfgang von (1998): Epirrhema. In: Ders.: Gesammelte Werke, Bd. 1. Gedichte und Epen I. Hamburger Ausgabe. München
- Gloy, Karen (1995): Das Verständnis der Natur. Die Geschichte des wissenschaftlichen Denkens. München
- Hodges, Andrew: Alan Turing, Enigma. Berlin 1989
- Lagemann, Jörg / Gloy, Klaus: Dem Zeichen auf der Spur. Aachen 1998
- Luhmann, Niklas (2002a): Das Erziehungssystem der Gesellschaft. Frankfurt/M.
- Luhmann, Niklas (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt/M.
- Luhmann, Niklas (1992): Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt/M.
- Luhmann, Niklas (2002b): Einführung in die Systemtheorie. Heidelberg
- Luhmann, Niklas (<sup>4</sup>1993): Soziale Systeme. Frankfurt/M.

- Lyotard, Jean-Francois (1987): Der Widerstreit. München
- Popper, Karl (1995): Die wissenschaftliche Methode. In: Ders.: Karl Popper Lesebuch, hg. v. David Miller. Tübingen
- Poundstone, William (1995): Im Labyrinth des Denkens. Wenn Logik nicht mehr weiterkommt. Reinbek bei Hamburg
- Sainsbury, R.M. (2001): Paradoxien. Erweiterte Ausgabe. Stuttgart
- Selbar, Kai (2002): Verwandlung durch Wiederholung. In: Dencker, Klaus Peter (Hg.): Poetische Sprachspiele. Stuttgart
- Schläbitz, Norbert (2001): Am Ende die Medientheorie? – Vom ‚Was‘ zum ‚Wie‘ musikalischer Kommunikation. In: Pilnitz, Karin / Schüssler, Berthold / Terhag, Jürgen u.a. (Hg.): Musikunterricht heute 4. Musik in den Medien - Medien in der Musik. Oldershausen
- Schläbitz, Norbert (1997): Der diskrete Charme der Neuen Medien. Augsburg
- Schläbitz, Norbert (1995): Diskret und Vertraulich. Kommunikation mit Neuer Musiktechnologie. In: Maas, Georg (Hg.): Musiklernen und Neue (Unterrichts-)Technologien. Essen
- Schläbitz, Norbert (2002): „The winamp takes it all“ – Zeit nehmen für einen zeitgerechten Musikunterricht. In: Kraemer, Rudolf-Dieter (Hg.): MULTIMEDIA als Gegenstand musikpädagogischer Forschung. Essen
- Steenblock, Volker (2002): Kleine Philosophiegeschichte. Stuttgart
- Welsch, Wolfgang (<sup>3</sup>1993): Zur Aktualität ästhetischen Denkens. In: Ders.: Ästhetisches Denken. Stuttgart

Priv.-Doz. Dr. N. Schläbitz  
 Mentropstr. 79  
 33106 Paderborn  
 Email: doc-nob@t-online.de